This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ
4625
22

Harvard College Library

FROM THE
J. HUNTINGTON WOLCOTT
FUND

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY, POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"

Durch Atheismus zum Anarchismus.

Durch Atheismus zum Anarchismus.

Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart.

Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet

von

Victor Cathrein S. J.

Zweite, erweiterte Auflage.

Freiburg im Breisgau. 1900.
Herdersche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Educ 4625.22

HARVARD COLLEGE
OCT 5 1920
LIBRARY
Wolcott fund

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende Schrift erschien in der ersten Auflage unter dem Titel: „Durch Atheismus zum Anarchismus“ von Nikolaus Siegfried. Auf mehrfaches Anraten trete ich in dieser zweiten Auflage mit meinem wahren Namen vor die Leser, obwohl ich mir wahrscheinlich dadurch zum Kapital von Übelwollen, das mir als Jesuiten schon ohnehin von gewissen Kreisen gebührt, noch reichliche Zinsen hinzuholen werde. Der bekannte Prediger J. H. Wilhelmi hat mir in einer sehr übelwollenden Kritik (Allgemeine Konservative Monatsschrift) Gehässigkeit vorgeworfen, weil ich die feindselige Stellung nicht weniger Universitätsprofessoren und leider auch mancher Prediger zum positiven Christentum offen und ehrlich darlege und mit dem rechten Namen bezeichne. Wie aber darin ein Beweis gehässiger Gesinnung gefunden werden kann, ist mir schwer verständlich. Wenn es diese Gelehrten nicht für gehässig erachten, täglich offen und geheim das anzugreifen, was uns Christen das Teuerste ist: dürfen sie es dann als gehässig bezeichnen, daß wir uns energisch zur Wehr

setzen? Ich schildere übrigens die Professoren nur auf Grund von Schriften, die in aller Händen sind, und was insbesondere die ungläubigen Prediger betrifft, so sage ich nur dasselbe, was viele gläubige Protestanten selbst wiederholt in viel schärferer Weise gesagt haben und auf das tiefste beklagen. Die Polemik gegen wirklich gläubige Protestanten, die aufrichtig am Christentum festhalten, lag mir vollständig fern.

Diese zweite Auflage ist in mehreren Punkten erweitert. Außer sonstigen kleinen Zusätzen, habe ich zwei neue Abschnitte hinzugefügt. In dem einen werden neue Beweise gegen den Atheismus, hauptsächlich aus der sittlichen Ordnung, beigebracht und in dem andern das Problem des Übels in der Welt eingehender besprochen.

So möge denn das kleine Büchlein auch auf diesem zweiten Gange zum Guten beitragen. Fürwahr, nicht gehässige Gesinnung gegen irgend jemand hat mir dasselbe eingegeben, sondern das Verlangen, etwas zur Erhaltung des christlichen Glaubens, namentlich bei unserer akademischen Jugend, beizutragen.

Ignatius-Kolleg (Valkenburg, Holland), am Feste des hl. Franz Xaver 1899.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Vorwort zur zweiten Auflage	v
Erstes Kapitel. Vom Glauben zum Unglauben, oder: Wie es kam, daß er Atheist wurde	1
Zweites Kapitel. Vom Atheismus zur Socialdemokratie	53
Drittes Kapitel. Bei den Anarchisten	84
Viertes Kapitel. Die Erbarmungen des Herrn . . .	110

Erſtes Kapitel.

Vom Glauben zum Unglauben,

oder:

Wie es kam, daß er Atheiſt wurde.

„Ich lebe unter Heiden“ (Fürſt Bismarck bei Buſch, Graf Bismarck und ſeine Leute während des Krieges mit Frankreich I [1878], 209).

I.

Das Herz voll jugendlicher Begeiſterung und roſiger Hoffnung, hielt der junge Studioſus Alfred B . . . ſeinen Einzug in Berlin. Er war jetzt neunzehn Jahre alt und ſollte ſeine akademiſche Laufbahn beginnen. Berlin, die Hauptſtadt Preußens und des Deutſchen Reiches, die Hochburg der deutſchen Wiſſenſchaft, der Mittelpunkt deutſcher Denkungsart und Sitte, ſchien der geeignetſte Ort dafür zu ſein.

Am Gymnaſium ſeines Heimatſtädtchens hatte Alfred alle ſeine Mitſchüler weit überflügelt und war wegen ſeines fröhlichen, heitern Weſens und ſeiner Zuvorkommenheit der Liebling der Lehrer und Mitſchüler geweſen.

Seine braven christlichen Eltern blickten mit Stolz auf ihren Erstgeborenen. Nur mit schwerem Herzen trennten sie sich von ihm.

Mein Sohn, sagte ihm der Vater beim Abschied in ernstem Tone, du weißt, daß uns deine Ausbildung schwere Opfer kostet; aber wir bringen sie gern, damit ein tüchtiger Mann aus dir werde. Sei deshalb fleißig und bleibe fromm und brav, damit wir einst Freude und Trost an dir erleben.

Die Mutter war mit Thränen in den Augen ihrem Liebling um den Hals gefallen, und indem sie ihm einen Kuß auf die Stirne drückte, sagte sie schluchzend: Alfred, mein Herzenskind, vergiß doch in der Ferne die Mahnungen deiner Mutter nicht. Meide böse Kameradschaft; bleibe fromm und brav, und vergiß nicht, fleißig zu beten. Gieb uns häufig Nachricht von dir, damit wir wissen, wie es dir geht. Du weißt, es wird uns so hart, uns von dir zu trennen und dich so vielen Gefahren preisgegeben zu sehen.

Alfred war selbst bis zu Thränen gerührt und gab noch beim Verlassen des elterlichen Hauses die besten Versprechungen.

Die Eltern schauten noch lange ihrem Sohne nach, bis er in einiger Entfernung hinter einem Hause verschwand. Die Nachbarn, die Zeugen des Abschiedes gewesen waren, wünschten den Eltern Glück zu einem so vortrefflichen, mit den herrlichsten Naturgaben geschmückten Sohne. Und in der That

berechtigte der ſchlanke, wohlgewachſene Jüngling mit den ſchönen, regelmäßigen Geſichtszügen, in denen ſich Unſchuld und heiterer Frohſinn ſpiegelten, zu den ſchönſten Hoffnungen.

II.

So war denn unſer Alfred akademiſcher Bürger der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Univerſität in Berlin, dieſer Krone aller Univerſitäten, geworden. Schon am Gymnaſium hatte er ſich eine außerordentlich hohe Idee von einer Hochſchule gebildet. Rühmend hörte er ſeine Lehrer von dieſen Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft reden, an denen, wie dieſelben behaupteten, nur die größten Genies einen Lehrſtuhl erhielten und alle Zweige menſchlichen Wiſſens zu einer Höhe emporgehoben würden, von denen frühere Zeiten keine blaſſe Ahnung gehabt hätten. Faſt jeden Tag würden dort, ſo hatte man ihm verſichert, neue Entdeckungen gemacht oder gar neue Wiſſenszweige erſchloſſen. Ein Lehrer behauptete einmal, von allen Feſſeln frei könne an den Univerſitäten der menſchliche Geiſt ungehindert dem Forſchungstriebe ſich hingeben und den höchſten Gipfel menſchlichen Wiſſens erklimmen.

Wie billig wurde natürlich die Berliner Univerſität weit über alle andern Hochſchulen erhoben. Dort vereinten ſich — ſo lauteten die Lobſprüche — deutſche Denkkraft, deutſcher Scharfſinn und deutſcher Fleiß wie in einem Brennpunkte, um die wunderbarſten Erfolge zu erzielen.

Staunend hörte Alfred zu und hielt schließlich einen Universitätsprofessor nahezu für ein Wesen höherer Art, dem die unfehlbare Wissenschaft und Weisheit in Strömen von den Lippen flösse. Ein Berliner Professor stand selbstverständlich in seiner Achtung noch um etliche Grade höher als ein gewöhnlicher Universitätsprofessor.

Alfred wollte in Berlin den Naturwissenschaften obliegen, zugleich aber auch, namentlich in den ersten Semestern, philosophische Studien betreiben. Er belegte deshalb die philosophischen Kollegien bei den Professoren Fr. Paulsen, G. v. Gizycki, Döring, E. Zeller; daneben hörte er naturwissenschaftliche Vorlesungen bei Helmholtz, Bastian, W. Förster und verschiedenen andern, gerade wie es die Gelegenheit und die Umstände mit sich brachten.

Natürlich konnte bei einem solchen Durcheinander und einer derartigen Zersplitterung nichts Gründliches geleistet werden; aber Alfred that nur, was er viele andere thun sah. Niemand war da, der sich seiner angenommen und ihm Anleitung in Bezug auf Art und Methode des Studiums und die richtige Verteilung und Reihenfolge der Vorlesungen gegeben hätte. Das mußte um so verhängnisvoller für Alfred werden, als er von einem großen Wissenstrieb beseelt war, alles lesen wollte, was in seinen Bereich kam, und jedes Wort aus dem Munde der Professoren wie ein Orakel aufnahm, an dem zu zweifeln er sich gar nicht getraute.

Hierzu kam noch, daß er sich einbildete, alle Professoren müßten gläubige Christen sein. Es schien ihm unmöglich, daß von einer christlichen Regierung in einem christlichen Staate unchristliche Professoren angestellt würden, und noch für viel unmöglicher hielt er es, daß fast lauter Atheisten die höchsten Lehrstühle einnehmen könnten.

Leider sollte er sich bald bitter enttäuscht sehen. Schon in den ersten Wochen hörte er bei den verschiedensten Professoren Äußerungen, die sich mit seinem christlichen Glauben absolut nicht vereinigen ließen.

Die Folge dieser Entdeckung war zuerst eine Art Bestürzung; dann bemächtigte sich seiner eine gewisse Verwirrung, was uns bei dem unbegrenzten Vertrauen, welches er seinen Lehrern entgegenbrachte, nicht wunder nehmen darf.

Weil es ihm aber doch unmöglich schien, daß alle die Professoren, deren Vorlesungen er besuchte, Atheisten seien, so dachte er, er möchte sich vielleicht geirrt und dieselben mißverstanden haben. Er beschloß deshalb, sich vollständige Klarheit hierüber zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke ließ er sich auf der Universitätsbibliothek der Reihe nach die im Drucke erschienenen Schriften derselben geben, um damit das in den Vorlesungen Gehörte zu vergleichen. Da wurde ihm nun bald klar, daß dieselben samt und sonders nicht nur vom Christentum abgefallen, sondern erklärte Atheisten oder Gottesleugner waren, d. h. nicht einmal

mehr an das Dasein eines persönlichen, außerweltlichen Gottes und an die persönliche Unsterblichkeit glaubten. Um ganz sicher zu gehen, zeichnete er sich von jedem Professor einige Stellen auf, in denen er nach seiner Ansicht dem Unglauben unzweideutigen Ausdruck verlieh.

III.

Bei Professor Dr. A. Döring hatte er verschiedentlich gehört, wie die Worte Illusion, Täuschung und ähnliche mit dem Glauben an Gott und persönliche Unsterblichkeit in die innigste Verbindung gebracht wurden. Er glaubte sich verhört zu haben und ließ sich deshalb dessen Werk „Philosophische Güterlehre“ (Berlin 1888) geben. Da fand er denn schwarz auf weiß behauptet, die Religion habe einen „in ihrem Wesen selbst lauernden Feind“, der ihrem Wirken für das Interesse der Gesellschaft bedenklichen Abbruch thue. Dann hieß es wörtlich weiter:

„Dieser Feind ist der illusorische Charakter der religiösen Vorstellungen, der sich schon der gemeinen Erfahrung, dem offenen Auge des natürlichen Verstandes unwiderstehlich aufdrängt und vor der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis der Wirklichkeit immer deutlicher enthüllt. Schon der geweckte natürliche Verstand, dem die selbstgewonnene Erfahrung auch gegenüber der geheiligtsten Überlieferung etwas gilt, ist mehr oder weniger bewußt ein

halber oder ganzer Ungläubiger, und die sich ihm aufdrängende natürliche Ansicht der Dinge kränkelt der Einwirkung der religiösen Vorstellungen auf seinen Willen die Blässe des Zweifels an. . . . Geht es so dem gemeinen Verstande, so ist vollends die fortschreitende Wissenschaft die eigentliche Säugamme des Unglaubens. Dies gilt namentlich von der Naturwissenschaft. Um nur auf einige Punkte hinzuweisen, so wurde, nachdem Coppernicus, Kepler, Newton eine neue Astronomie begründet hatten, der Schauplatz der Menschengeschichte und der vorausgesetzten göttlichen Heilsthaten zur völligen Bedeutungslosigkeit im All herabgedrückt, und Laplace konnte erklären, daß er für den Aufbau dieser Wissenschaft der Gotteshypothese nicht bedürfe, und durch Darwin ist die Möglichkeit gezeigt worden, die Zweckmäßigkeit der Organismen als eine durch mechanische Kausalität gewordene zu begreifen. So nagt der Wurm am Herzen des Glaubens und die äußerlich noch so stattlich und hoffnungerweckend ragende Stütze der gesellschaftlichen Wohlfahrt ist von innerer Fäulnis angefressen." [1] — „Aus der generellen Unlust über die Unsicherheit unserer Schicksalslage im allgemeinen ziehen vornehmlich diejenigen Illusionen ihre Nahrung, die einen Hauptbestandteil der meisten Volksreligionen

[1] Döring, Philosoph. Güterlehre S. 410—411.

ausmachen, die Illusion des Vorsehungs-, Vergeltungs- und Erwählungsglaubens.“ [1] — „Der Glaube an ein besseres Leben nach dem Tode beruht, wie nachgewiesen, nicht auf einem unmittelbaren Grundbedürfnisse, sondern auf dem aus der primären Unlust vielfacher Nichtbefriedigung von Grundbedürfnissen entspringenden Wunsche und ist nach dieser Seite eine echte primäre Illusion.“ [2]

Es war also kein Zweifel mehr möglich. Professor Döring hielt den Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Jenseits für echte Illusionen; er war also Atheist.

Einer der Professoren, die unserem Studiosus am meisten durch ihre Gelehrsamkeit imponierten, war Fr. Paulsen. Auch bei ihm hatte Alfred gar sonderbare und befremdliche Äußerungen über Gott und Religion vernommen. Er ließ sich deshalb die Werke desselben bringen und fand in dessen „System der Ethik“ (3. Aufl.) folgende Auslassungen:

„Es ist wahr, der Glaube an Götter, die als menschenähnliche Einzelwesen irgendwo irgend welche Existenz haben und auf die irdische Welt nach gelegentlichen Absichten wirken, ist im Absterben und wird nicht wieder lebendig werden. Es macht auch keinen wesentlichen Unterschied, ob man solcher

[1] Ebd. S. 202. [2] Ebd. S. 211.

Wesen mehrere oder nur ein einziges annehme. Ein Monotheismus, der Gott als ein Einzelwesen neben andern ansieht und ihn gelegentlich auf die Welt als ein ihm äußerliches und fremdes Dasein wirken läßt, ist vom Polytheismus nicht verschieden. Besteht man darauf, als Theismus nur eine solche Anschauung gelten zu lassen, dann wird es schwer sein, denen zu widersprechen, welche behaupten, die Wissenschaft führe zum Atheismus." [1]

Im christlichen Bekenntnis ist nach Paulsen manches enthalten, was „unserem wirklichen Glauben längst fremd geworden ist, z. B. der Wunder- und Dämonenglaube" [2]. Der Glaube an die Unsterblichkeit in der Form eines persönlichen Fortlebens ist ein „Traum" [3]. Die Evangelien sind „historische Dichtungen". „Darüber ist unter denen, die einer kritischen Untersuchung, wie Strauß sie bietet, zu folgen willens sind, kein Zweifel." [4]

Wie Professor Döring so war also auch Professor Paulsen Atheist.

Professor Dr. W. Förster war einer derjenigen, die aus ihrer Abneigung gegen jeden Glauben am wenigsten Hehl

---

[1] Paulsen, System der Ethik I, 387. [2] Ebd. I, 396.
[3] Ebd. I, 401. [4] Ebd. I, 87, Anm.

zu machen pflegten. Alfred gelangte bald zur Überzeugung, daß derselbe ein radikaler Gottesleugner sei. In einem zu Eisenach gehaltenen Vortrag desselben über „Naturwissenschaft und Ethik“ [1] fand er folgende Äußerung:

„Während die verschiedenen Formen der Religion, wie sich der Sprachgebrauch dieses Wortes nun einmal durch die Jahrhunderte fixiert hat, ihr übereinstimmendes Wesen darin haben, daß sie sich das Gewissen und die ganze Lebensgestaltung des Menschen sowie den Lauf der Welt in einer mehr oder weniger engen Abhängigkeit von übernatürlichen Mächten vorstellen, . . . hat im Gegenteil hierzu die naturwissenschaftliche Weltanschauung in ihren verschiedenen Formulierungen den wesentlich übereinstimmenden Kern, daß sie aus den festen gesetzlichen Beziehungen, welche die Wissenschaft in der uns umgebenden Natur immer deutlicher erkannt hat, ein Universum, einen Kosmos aufbaut, in welchem nur ewige Gesetze ähnlicher Art walten, und in welchem daher für übernatürliche Mächte, die über diesen Gesetzen stehen müßten, keine Stätte ist. Die Naturwissenschaft ist bei ihrer erkennenden wie bei ihrer vorausbestimmenden und schöpferischen Arbeit zu dieser Annahme nicht bloß berechtigt, sondern sie ist dazu gezwungen.“

[1] Die Eisenacher Zusammenkunft der ethischen Bewegung, abgehalten vom 5.—15. August 1893 (Berlin 1894, Verlag der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur) S. 294 ff.

Von dem geistigen Leben der Menschen sagt Förster: „Diese innere Welt stellt die höchste uns bekannte Form der Verwandlung und Erhaltung der Energie dar. Sie ist das Ergebnis der Umbildung und Ansammlung der in der Außenwelt und in unserem eigenen Organismus wirksamen niedern Erscheinungsformen der Energie in eine Energie von feinerer Organisation, höherer Dauer und größerer Spannkraft.“ — „Die Gesamtheit von höher und dauernder organisierten und harmonisierten Energievorräten ist zugleich die höchste gesetzgebende sittliche Macht der Menschheit.“ [1] Sie bildet das Gewissen. „Stimme Gottes“ hat es die religiöse Dichtung der Vergangenheit nicht mit Unrecht genannt [2].

Zweifellos gehörte auch Professor Förster zu den Atheisten, genauer gesprochen, zu den Materialisten.

Bei Professor G. v. Gizycki hatte Alfred manches gehört, was ihm klar zu beweisen schien, derselbe sei Atheist, der weder von Gott noch von persönlicher Unsterblichkeit etwas wissen wolle. Ein oberflächliches Studium seiner Werke zeigte ihm, daß er sich nicht getäuscht hatte. In dessen „Moralphilosophie“ begegneten ihm folgende Stellen:

„Der Tod an sich ist kein Übel, denn Übel wie Güter haben das bewußte Dasein zur Voraussetzung;

[1] Ebd. S. 299. [2] Ebd.

sondern er ist das Ende aller Übel, — die eine Grenze, jenseits welcher weder Gutes noch Übles ist." [1] „Wir kommen in gute Gesellschaft, wenn wir sterben. Der Ort, wo alle unsere teuern Toten ruhen — die Mutter Erde —, kann nicht böse sein." [2] „Wir sind nicht Gespenster, sondern lebende Körper. Sofern wir aber Materie und Kraft sind, sind wir ewig." „Soweit wir Leib sind, geht kein Atom von uns verloren. . . Aber was für uns wichtiger ist: auch soweit wir Geist sind, haben wir eine Fortdauer. . . Wenn wir auch sterben, so verschwinden doch nicht die Wirkungen unseres Lebens. Eine brave That, ein gutes Wort sind oft der Same tausendfältigen Segens." [3] Gizycki tadelt den hl. Paulus ob seines Wortes: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen." Die wahre Moralität habe mit Glauben und Religion nichts zu schaffen [4].

Während nach Gizycki der Gläubige infolge seines halben Glaubens an unbeweisbare, eines Beweises aber bedürftige Annahmen und infolge der Wahrnehmung, daß die moderne Wissenschaft mit den Glaubenssatzungen nicht in Übereinstimmung zu sein scheint, in Ängste und Zweifel gerät, ist derjenige, der „ganz und voll dem Strome des geistigen Fortschrittes sich hingiebt (d. h. der Ungläubige) . . . erhaben über

[1] Gizycki, Moralphilosophie S. 361.

[2] Ebd. S. 364. [3] Ebd. S. 365—366.

[4] Ebd. S. 465.

jene Beunruhigungen verzagter Seelen. Seine Gedanken über Welt und Leben stehen nicht mit der Wahrheit im Widerspruch ..., seine Gefühle hängen nicht an etwas, was vor dem Denken keinen Bestand hat. Er genießt nicht, es ist wahr, jene geistig-sinnlichen Erregungen, welche dem ‚Gläubigen' aus seiner Beschäftigung mit einer zauberhaften Welt erwachsen, aber er ist auch frei von den Störungen des Gemüts, die eine gespenstische Auffassung der Dinge herbeiführen, und er hat das stolze und reine Bewußtsein vollkommener Wahrhaftigkeit." [1] Der Ungläubige wird deshalb auch nach Professor Gizycki sein Kind vor dem Glauben bewahren. „Er läßt es nicht seine edelsten Gefühle an Wahngebilde haften, sondern richtet sein Gemüt direkt an das Wahre und Gute... Die Kämpfe zwischen den Ansichten des alten Palästina und des Mittelalters und denen des 19. Jahrhunderts werden dessen Seele erspart bleiben ..., weil seine sittlichen Vorstellungen nicht mit unerweislichen Glaubenslehren in Verbindung gebracht worden sind." [2]

„Obwohl er (der Mann des geistigen Fortschrittes) Jesum als den größten aller Sittenlehrer anerkennt, so hält er ihn doch nicht für den allgenugsamen und unfehlbaren. Jesu Moral bedarf einer Ergänzung durch die Ethik

[1] Ebd. S. 476. [2] Ebd. S. 477.

der griechischen und römischen Weisen und einer Berichtigung und Vervollkommnung durch die Ergebnisse der neuen Erfahrungen zweier Jahrtausende." [1]

„Daß das Christentum in der Auflösung begriffen ist, steht für jeden unbefangenen Beobachter außer Zweifel. Der Supranaturalismus weicht aus seinen letzten Bollwerken." ... „Unser Gott sei nur das Gute in uns selbst." ... „Durch das Aufgeben des Glaubens an Jenseitiges wird der Charakter des Menschen erhöht." [2]

Ganz dieselben Anschauungen fand Alfred in den sonstigen Schriften Gizyckis, so z. B. in dessen Buche „Philosophische Konsequenzen aus der Lamarck-Darwinschen Entwicklungstheorie", wieder.

Auch Professor G. v. Gizycki war also nicht nur kein Christ, sondern glaubte weder an einen persönlichen Gott noch an eine persönliche Unsterblichkeit.

Nun kam Professor E. Zeller an die Reihe, der sich äußerst freisinnig über Christentum und Religion überhaupt auszudrücken pflegte.

Da fand er denn, daß dieser Philosoph die Erschaffung der ersten Menschen nach dem Ebenbilde Gottes für einen „sinnvollen Mythus" erklärt [3]. „Der Gedanke unserer

[1] Gizycki a. a. O. S. 477—478. [2] Ebd. S. 492.

[3] Zeller, Vorträge und Abhandlungen II (zweite Sammlung 1877), 57.

Pflicht wirkt gleich ſtark auf uns, möchten nun die erſten Stammväter unſerer Gattung Götterſöhne oder Gorillas geweſen ſein.“ [1] Der Glaube an Wunder verträgt ſich „mit unſerer jetzigen Denkweiſe“ nicht mehr. „Das übernatürliche Eingreifen der Gottheit in den Weltlauf, das Wunder, widerſtreitet unſern Begriffen über die Gottheit ebenſoſehr wie unſerer Auffaſſung der Welt. Wir können es uns nicht als möglich denken, daß das abſolut vollkommene Weſen jemals anders wirken konnte als ſolches, das aus den unabänderlichen Geſetzen ſeiner Natur mit innerer Notwendigkeit hervorgeht.“ [2] „Wenn uns etwas erzählt wird, oder wenn wir ſelbſt etwas wahrgenommen zu haben glauben, was ſchlechterdings keine natürliche Erklärung zuläßt, ſondern mit unbezweifelbaren Naturgeſetzen im Streit liegt, da werden wir eher die Wahrheit und Genauigkeit einer Erzählung, die Richtigkeit und Vollſtändigkeit einer vermeintlichen Beobachtung in Zweifel ziehen, als daß wir die Thätigkeit eines Vorganges einräumten, der den allgemein gültigen Geſetzen des Geſchehens, der Analogie aller ſonſtigen Erfahrung widerſtritte.“ [3] — Chriſtus iſt nach Zeller nicht göttlicher

[1] Zeller a. a. O. II, 58. [2] Ebd. II, 60.
[3] Ebd. II, 61.

Natur, sondern ein Mensch. Die Titel Jehovah und ähnliche, die ihm beigelegt werden, bezeichnen ursprünglich nur seine Macht und Würde, nicht sein Wesen. Erst allmählich hat sich aus diesen Prädikaten „der Glaube an eine übermenschliche Natur dessen, dem sie beigelegt wurden", entwickelt [1]. Christus ist erst durch die Kirche Gott im vollen Sinne geworden. „In demselben Zeitpunkt, in welchem die christliche Religion die Herrschaft über das römische Reich in Besitz nahm und sich so als die absolute Religion verwirklichte, erhob sie auch ihren Stifter zur Absolutheit: die erste allgemeine Kirchenversammlung ... war es, welche ... die Wesensgleichheit Christi mit Gott dem Vater, eine Lehre von sehr jungem Ursprung, als kirchliches Dogma verkündete." Billigend wird von Strauß erzählt, daß er das Dogma von der Unsündlichkeit Christi nicht gutgeheißen habe [2].

Da Zeller überhaupt alle Wunder verwirft, so ist es nur konsequent, wenn er die Auferstehung Christi, seine Himmelfahrt, seine einstige leibliche Wiederkunft leugnet. „Die wunderbare Wiederbelebung des Gekreuzigten wäre ein Ereignis, das ausnahmslosen Naturgesetzen schnurstracks widerstreiten, jede natürliche

[1] Zeller a. a. O. I, 274. [2] Ebd. I, 480.

Betrachtung der bibliſchen Geſchichte, jede Analogie der Erfahrung auf ſie unverwendbar machen würde. *Die Wirklichkeit eines ſolchen Ereigniſſes könnten wir nicht glauben, wenn ſie noch ſo ſtark bezeugt wäre.*“ [1] Die Idee der Erbſünde iſt erſt durch Paulus aufgekommen. Der Glaube an böſe Geiſter iſt unzweifelhaft in der Heiligen Schrift ausgeſprochen, aber nur „in den unterſten Volksſchichten ſpukt dieſer Glaube noch fort“ [2].

Auf die Frage: Was iſt das Chriſtentum? antwortet Zeller, es ſei ein „geſchichtliches Princip“. „Am allerwenigſten kann die dogmatiſche Vorſtellung einer beſtimmten Zeit zur Richtſchnur für alle folgenden Zeiten gemacht werden. Die *Religion iſt überhaupt ihrem Weſen nach nicht Dogma*, ſondern Praxis; der innerſte Mittelpunkt der Religion ... liegt *nicht in theoretiſcher Überzeugung*, ſondern im ſittlichen und Gemütsleben des Menſchen: in der Beruhigung des Gefühls, Erhebung des Herzens, der Läuterung und Kräftigung des Willens. Dazu bedarf der Fromme nun freilich gewiſſer Glaubensvorſtellungen und Überzeugungen. Aber ſo unentbehrlich ihm dieſe Vorſtellungen auch ſind, ſo ſind ſie doch immer nur etwas Abgeleitetes: *Hilfsvorſtellungen, welche zuerſt die anſchauende Phantaſie ſchafft, indem ſie die*

[1] Zeller a. a. O. I, 542. [2] Ebd. I, 287.

gegebenen Stoffe nach Maßgabe des religiösen Bedürfnisses umbildet... die Dogmen können daher nicht allein wechseln, ohne daß die Religion wechselt, sondern sie müssen sogar wechseln, wenn die Religion als solche sich erhalten will." [1]

Nach Zeller ist die Welt „überhaupt nicht entstanden", mithin auch nicht von Gott erschaffen [2]. Die teleologische und die mechanische Welterklärung schließen sich gegenseitig aus, wenn sie auf die Weltentstehung angewendet werden. „Anders stellt sich die Sache, wenn man die Voraussetzung einer Weltentstehung aufgiebt." „Da die Welt keinen Anfang in der Zeit hat, können wir weder annehmen, es seien aus ihm (aus dem einheitlichen letzten Grund aller Dinge) nur die Grundbestandteile der Welt hervorgegangen . . ., noch können wir umgekehrt die von dem Weltschöpfer entworfene Idee der Welt der Entstehung ihrer Bestandteile vorangehen lassen, sondern es muß eine und dieselbe Wirksamkeit sein, welche das Einzelne und das Ganze hervorbringt, eine und dieselbe Kraft, welche vermöge der Notwendigkeit ihrer Natur in allem gleichsehr und zugleich sich bethätigt; und was hierbei das Frühere, was

[1] Zeller a. a. O. II, 292. [2] Ebd. III, 29.

das Spätere, was Mittel und Zweck, was der Grund und was die Folge sei, kann man nicht fragen, weil keines dem andern in seinem Dasein vorangeht, und eben nur dieses Ganze als Ganzes die adäquate Erscheinung der Ursache ist, die es erzeugt." [1]

An einer andern Stelle lehrt Zeller, der einzige zulässige Beweggrund für das wahrhaft sittliche Handeln sei das „Gefühl dessen, was der Mensch sich selbst schuldig ist". Daraus zieht er den Schluß: wo nur die Rücksicht auf künftige Belohnung oder Bestrafung oder der Gehorsam gegen einen fremden Willen die Willensrichtung bestimme, finde kein sittliches Handeln statt [2]. Wenn also Christus gehorsam ward bis zum Tode am Kreuze, wenn der hl. Paulus sich und die Christen zum Guten aneifert durch die Aussicht auf die ewige Krone im Jenseits, so ist das nach Zeller nicht sittlich, vielmehr ein Zeichen „sittlicher Unmündigkeit".

Auch Prof. Zeller hatte also unzweifelhaft mit dem Christentum im hergebrachten Sinne gebrochen. Denn wenn die Erschaffung der Menschen nach dem Ebenbilde Gottes ein Mythus, wenn die Welt überhaupt nicht entstanden und mithin auch nicht erschaffen, wenn der Glaube an die Erbsünde erst durch St. Paulus aufgekommen, wenn Christus ein bloßer Mensch

[1] Zeller a. a. O. III, 33—34. [2] Ebd. II, 213.

iſt und die Auferſtehung und Himmelfahrt Fabeln oder Mythen ſind, wenn die Dogmen nur Hilfsvorſtellungen der anſchauenden Phantaſie, wenn alle Wunder unmöglich ſind, was bleibt denn da noch vom Chriſtentum übrig? Auch der Gott, an den Zeller glaubt, war nicht der Gott der Chriſten ſondern derjenige des Pantheiſten Spinoza.

IV.

So war denn kein Zweifel mehr möglich. Seine Profeſſoren in Berlin verwarfen als thörichten Aberglauben, was bisher zu ſeinen heiligſten Uberzeugungen gehört hatte. Selbſt den Glauben an den perſönlichen Gott und die perſönliche Unſterblichkeit bezeichneten ſie als Täuſchung oder thörichten Wahn.

Es läßt ſich nicht ſagen, wie ſehr dieſe Entdeckung den Glauben Alfreds ins Wanken brachte. Zweifel beſtürmten ihn von allen Seiten. Namentlich ſtutzig machte ihn die Behauptung, die er immer und immer wieder zu hören bekam: Die Wunder, auf denen die übernatürlichen Religionen, auch das Chriſtentum, beruhten, ſtünden mit der Wiſſenſchaft im ſchroffſten Widerſpruch. „Die Wunder“, hörte er einmal ſagen, „ſtoßen das Kauſalitätsprincip um und machen die Wiſſenſchaft unmöglich. Übrigens, meine Herren,“ fügte der Profeſſor bedeutſam hinzu, „glaubt heute kein vernünftiger Menſch mehr an Wunder.“ „Die Vorſtellung eines perſönlichen Gottes“, ſo rief ein anderer ſeinen Zuhörern zu, „beruht auf

Anthropomorphismus; sie ist nicht nur völlig veraltet, sondern nach den Ergebnissen der modernen Wissenschaft einfachhin unhaltbar."

Wieder ein anderes Mal spottete einer vom Katheder herunter: „Noch niemand ist aus dem Grabe zurückgekehrt, und niemand wird aus demselben je zurückkehren. Alle Vorstellungen von einem zukünftigen Leben sind Phantasmagorien."

„Aus nichts wird nichts," so hieß es ein anderes Mal, „halten Sie dieses fest, und dann wird Ihnen klar werden, daß der Begriff einer Schöpfung aus nichts ein Widerspruch ist."

Einmal sprach ein Professor ganz erbaulich und erhebend von der Religion. Nie werde, so lehrte er, die Menschheit der Religion entbehren können. Alfred freute sich schon, endlich einem Verteidiger der Religion zu begegnen. Aber die Freude war nicht von langer Dauer; denn gleich darauf fuhr der Professor fort: „Nur müssen wir uns über den Begriff der Religion verständigen. Die Religion besteht nicht darin, daß wir uns ein außerweltliches, überirdisches Wesen denken und uns als etwas Fremdes gegenüberstellen. Mit einer solchen naiven Vorstellung, wie sie im Volke gang und gäbe ist, hat die Wissenschaft nichts zu thun. Zur wahren Religion bedarf es auch keiner Dogmen. Nein, meine Herren, erheben wir uns zu einer würdigern, unsern modernen fortgeschrittenen

Anſchauungen mehr entſprechenden Vorſtellung von der Religion. Überall thut ſich das Univerſum als etwas Unermeßliches, Unerforſchliches vor uns auf. Überall führt uns die Forſchung an den ſchwindelnden Rand des unendlichen und unerforſchlichen Univerſums. Das Gefühl der Ehrfurcht vor dieſem Unendlichen, aus dem unſer Leben quillt und in das es mündet, iſt der Boden der wahren Religion, ja die Religion ſelbſt."

Es war alſo klar, der Profeſſor war nicht Chriſt, ſondern Pantheiſt.

Alle dieſe und ähnliche Behauptungen wurden mit einer Sicherheit und Überlegenheit vorgetragen, die von vornherein jeden Zweifel niederſchlagen mußten. Und bei dem unbedingten Vertrauen, das Alfred in die Wahrheitsliebe und gründliche Wiſſenſchaft ſeiner Profeſſoren ſetzte, darf es uns nicht wundern, daß ſein bisheriger religiöſer Glaube immer mehr ins Schwanken kam und ſchon nach dem erſten Semeſter ein allgemeiner Zweifel an die Stelle ſeiner bisherigen Überzeugung getreten war.

Hätte er die Mahnung ſeiner guten Mutter befolgt und es nicht unterlaſſen, ſich in demütigem Gebete an Gott zu wenden, hätte er wohlmeinende und erfahrene Ratgeber und Freunde gehabt, ſo würde er ſich bald in ſeinen Zweifeln zurechtgefunden haben. Aber das Beten vergaß er leider in ſeinem Leichtſinne ſehr bald. Er fand auch bald Freunde,

aber nicht ſolche, die ihm ratend und ſtützend auf dem Wege zum Guten zur Seite ſtehen konnten, ſondern leichtſinnige Lebemenſchen, die ihn in ihr wildes ſtudentiſches Treiben hineinzuziehen ſuchten.

Zu ihnen gehörten vor allen zwei Studenten, die gleich ihm Philoſophie und Naturwiſſenſchaften ſtudierten oder ſtudieren ſollten, und die ihn zuweilen beſuchten und auf ihre Ausflüge oder zu den Kneipereien mitnahmen. Beide waren etwas älter als Alfred und hatten ſchon auf mehreren deutſchen Univerſitäten „herumgebummelt", wie der ſtudentiſche Ausdruck lautet. Der eine, mit dem Vornamen Karl, war ein leichtlebiger Hamburger aus wohlhabender Familie, deſſen letzte Sorge das Studieren war, der ſich aber dafür um ſo mehr um das Kneipen und um galante Abenteuer bekümmerte. Der andere war ein dem Hamburger ziemlich gleichgearteter gutmütiger Sachſe, für den das Bier die Hauptſache bildete. Letzterer hieß Franz und hatte ſich ſchon in Leipzig und Prag und vorübergehend auch in Münſter in Weſtfalen Studierens halber aufgehalten.

Doch muß es unſerem Alfred nachgerühmt werden, daß er ſich von dem unſittlichen Treiben, mit dem ſeine Kameraden ihre Jugend entweihten, fernhielt. Eine wirkſame Schutzwehr für ihn war der mächtige Wiſſensdrang, der ihn beſeelte und der bewirkte, daß er trotz der Verlockungen ſeiner Freunde ziemlich regelmäßig die Vorleſungen beſuchte.

Ja jetzt, wo ihn die Glaubenszweifel von allen Seiten bestürmten, studierte er noch eifriger als sonst. Manchmal arbeitete und las er sogar bis tief in die Nacht. Aber es war zu seinem Verderben. Aufs Geratewohl studierte er die verschiedensten Werke jener Gelehrten, die in den Vorlesungen am meisten gerühmt wurden, und das waren natürlich Männer, die mit den Professoren den religiösen, d. h. den atheistischen Standpunkt teilten. Werke vom positiv christlichen oder gar katholischen Standpunkte bekam er nie zu Gesichte. Dergleichen Werke wurden in den Vorlesungen entweder gar nicht erwähnt oder mit ein paar verächtlichen, spöttischen Bemerkungen über „scholastischen Wust" oder „veraltete Weltanschauung" abgethan.

Was Wunder, daß Alfred, der leider am Gymnasium nur einen ungenügenden Religionsunterricht erhalten hatte und gar keine philosophische Vorbildung besaß, bald wie ein Schilfrohr von Zweifeln und Fragen hin- und hergetrieben wurde und schließlich an allem zweifelte?

Bald war auch sein früherer Frohsinn dahin. Er sah seinen Glauben schwinden, und es war ihm, als ob mit demselben zugleich das Lebensglück aus seinem Herzen weiche. Ein düsterer Trübsinn erfaßte ihn, dem er manchmal stundenlang in seinem einsamen Stübchen nachhing. Und je mehr er sich seinen Grübeleien und Zweifeln überließ, um so unruhiger und unglücklicher wurde er.

V.

So saß Alfred eines Tages dumpf hinbrütend in seinem Zimmer, als seine beiden Freunde Karl und Franz bei ihm eintraten, um ihn zu einem Ausflug in die Umgegend von Berlin einzuladen.

Heute ist es mir ganz unmöglich, erwiderte Alfred.

Warum denn? fragte Karl.

Alfred: Es geht nicht.

Karl: Was ist denn mit dir vorgegangen? Du bist ja seit einiger Zeit ganz verändert. Du schaust immer so nachdenklich und trübselig darein. Sei doch kein Rappelkopf. Komm mit uns und laß deine trübseligen Gedanken. Wir wollen einen vergnügten Nachmittag miteinander verleben. Komm!

Alfred: Es geht nicht. Ich bin absolut nicht in der Stimmung, die zu einem Freudentag erforderlich ist. Mein Herz ist zu voll.

Ei, was hast du denn? forschte Karl.

Alfred war im Grunde froh, einmal offen aussprechen zu dürfen, was ihn so schwer drückte. Er antwortete deshalb: Nun, ich will es euch ganz offen gestehen. Ich bin als gläubiger Christ hierher nach Berlin gekommen und hoffte, auch hier gläubige Professoren zu finden. Aber von allen, die ich gehört habe, ist auch nicht ein einziger mehr ein

gläubiger Christ. Ihr Ansehen und alles, was sie gegen den Glauben an Gott und an Wunder gesagt haben, hat meinen Glauben auf das tiefste erschüttert. Ich durchleide seit Wochen einen innern Seelenkampf, der mir alle Ruhe und Freude raubt. Ich bin eben am Überlegen, ob ich nicht verpflichtet bin, eine andere deutsche Universität zu besuchen, wo christliche Professoren lehren.

Karl lachte hell auf bei diesen Worten. Was? Christliche Professoren willst du an den andern deutschen Universitäten suchen? Wirklich nicht übel! Soweit wenigstens die philosophischen Fakultäten in Betracht kommen, so kannst du dir durch das ganze Deutsche Reich die Füße wund laufen, und du wirst kaum den einen oder den andern christlichen Professor finden. Die christlichen Professoren an diesen Fakultäten sind seltener als die weißen Raben.

Das kann ich nicht glauben, entgegnete Alfred.

Und doch ist es so, wie ich dir sage. Berlin ist die dritte Universität, die ich besuche, und ich kann dir sagen: Berlin ist um kein Haar schlimmer oder besser als die andern deutschen Universitäten.

Das ist eine Anschuldigung, die du nicht beweisen kannst, warf Alfred dazwischen.

Anschuldigung? Wie? Weißt du denn nicht, daß die deutsche Wissenschaft es sich zur Ehre anrechnet, schon längst über das Christentum und den Glauben an Gott den Stab

gebrochen zu haben? Anschuldigung! Du scheinst noch recht naiv zu sein, Alfred. Du stehst noch, ich weiß es wohl, auf dem veralteten Glaubensstandpunkt. Ziehe endlich die Kinderschuhe aus. Ich meinerseits habe mich, um es dir ganz offen zu gestehen, schon längst mit der Wissenschaft ausgesöhnt und den alten Vorurteilen entsagt. Schüttle die Glaubensfessel, die den Geist knechtet, herzhaft von dir ab, dann bist du frei und dein eigener Herr und kannst thun, was du willst.

Alfred hatte diese Aufforderung kaum beachtet; es war ihm mehr daran gelegen, zu erfahren, wie es an den andern Universitäten stehe. Er entgegnete deshalb kurz: Ich verlange aber doch Beweise von dir für die Behauptung, daß die Professoren an den andern deutschen philosophischen Fakultäten ebenfalls Gottesleugner seien.

Die kannst du haben, rief Karl. Hier nur einige, da ich mir eine Anzahl der bezeichnendsten Stellen in mein Notizbuch eingetragen habe.

In Jena z. B. lehrt Professor E. Häckel: „Ganz unhaltbar ist die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit.“[1] „Unsterblichkeit im wissenschaftlichen Sinne ist Erhaltung der Substanz, also dasselbe, was die Physik als

[1] Häckel, Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Bekenntnis eines Naturforschers (6. Aufl.) S. 25.

Erhaltung der Kraft, die Chemie als Erhaltung des Stoffes definiert. Der ganze Kosmos ist unsterblich.“ Mit Spott redet er von der „*christlichen Mythologie* und der besondern Form des auf sie gegründeten *Gottesglaubens*“ [1]. „Insofern dieser letztere die Vorstellung eines sogen. persönlichen Gottes einschließt, *ist er* durch die neuern Fortschritte der monistischen Naturerkenntnis *ganz unhaltbar geworden*. Übrigens ist ja schon durch hervorragende Vertreter der monistischen Philosophie seit mehr als zwei Jahrtausenden der Nachweis geführt worden, daß durch die Vorstellung eines ‚persönlichen Gottes, Weltschöpfers und Weltregierers‘ nicht das mindeste für eine wirklich vernünftige Weltanschauung gewonnen ist, denn wenn auch die Frage nach der ‚Weltschöpfung‘ in dem hergebrachten *trivialen* Sinn durch die wunderbare Wirksamkeit eines zweckmäßig bauenden außerweltlichen Gottes beantwortet wird, so erhebt sich gleich dahinter die Frage: Wo kommt dieser persönliche Gott her? Und was hat er vor der Weltschöpfung gethan? Wo nahm er dazu das Material her? u. s. w. Daher wird im Gebiete der wirklich *wissenschaftlichen* Philosophie die *veraltete Vorstellung eines anthropomorphen persönlichen Gottes noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts ihre Geltung verlieren*.“ [2] „Die

[1] *Häckel* a. a. O. S. 30. [2] Ebd.

ſchöne Dichtung von ‚Gottes Güte und Weisheit in der Natur‘, die wir als Kinder noch vor fünfzig Jahren mit Andacht anhörten, findet heute keine Gläubigen mehr, wenigſtens unter den denkenden Gebildeten.“ [1]

Mit Vorliebe und mit kraß materialiſtiſcher Deutung liebte er es, die Worte des Dichters anzuführen:

Der große Cäſar, tot und Lehm geworden,
Verſtopft ein Loch jetzt vor dem rauhen Norden;
Der Staub, dem einſt die ganze Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt.

Ich will dir noch mitteilen, was derſelbe Profeſſor E. Häckel im Jahre 1880 in einem an den Brüſſeler Unterrichtskongreß gerichteten Gutachten über die deutſche akademiſche Jugend ſagt:

„Die akademiſche Jugend iſt im allgemeinen 18—20 Jahre alt; in dieſem Alter iſt ſie bereits durch eigenes Nachdenken von der wiſſenſchaftlichen Unhaltbarkeit der kirchlichen Dogmen überzeugt, oder vielmehr, dieſes Nachdenken iſt bereits ſo ſehr entwickelt, daß ſchon im Laufe des erſten Semeſters akademiſcher Studien, im Umgang mit aufgeklärten Mitſtudierenden und infolge des Lichts, das im allgemeinen durch das Studium der Naturwiſſen-

[1] Häckel a. a. O. S. 31.

schaften verbreitet wird, der religiöse Glaube früher oder später den Gnadenstoß erhält. — —

„Es erscheint demnach als ganz unmöglich, eine Regel aufzustellen, die der Universitätslehrer beim Unterricht sich selbst aufzuerlegen hätte, sofern neue Doktrinen, die mit den religiösen Ideen der Bevölkerung im Widerspruch stehen, in Betracht kommen. Ich selbst habe die letztern niemals berücksichtigt und habe nur äußerst selten Mißachtung oder Skandal von seiten meiner zahlreichen Zuhörer erfahren. Im Gegenteil, dieselben haben mir sehr oft, in Wort und Schrift, ihre lebhafteste Dankbarkeit dafür ausgedrückt, daß ich sie, wie sie sagten, vom Druck der Unvernunft und von absurden religiösen Meinungen befreit und sie durch eine vollständig freie Lehre der Grundsätze des Monismus zur höchsten Entwicklung der Wissenschaft und Moral geführt habe."

In Straßburg hörte ich unter andern den Professor Th. Ziegler. Nach diesem Gelehrten ist der Glaube an die Auferstehung Christi eine Sage. Erst der Apostel Paulus habe „den Auferstehungsmythus" in den Vordergrund des Christentums gerückt [1]. Jesus war ein „Virtuose der Sittlichkeit". „Wie Sokrates auf dem Gebiete des Guten, wie Goethe auf dem Gebiete des Schönen, so war Jesus

[1] Ziegler, Geschichte der christl. Ethik S. 71—72.

auf ethiſch-religiöſem Boden eine ſchöne Seele in der ethiſchen Bedeutung, wie ſie Schiller geſchaffen hat, ein Menſch, der ohne viele Kämpfe und langes Beſinnen jederzeit das Rechte traf." Die chriſtliche Moral iſt einſeitig und fordert Unmögliches.

Ziegler ſtellt ſich die Frage: „Woher das Gute in der Welt? und wohin der Weg dieſer im Guten oder im Böſen ſtehenden Menſchenwelt, jedes Einzelnen in ihr und ihrer Geſamtheit als eines Ganzen? Fortſchritt oder Rückſchritt, Optimismus oder Peſſimismus, Himmel oder Hölle? Das ſind Fragen, die keine Erfahrung uns beantwortet; da giebt es für das Woher nur Hypotheſen . . ., und für das Wohin, dem gegenüber unſer hiſtoriſches Wiſſen ebenſowenig ausreicht, nur Gebilde religiöſer Phantaſie und metaphyſiſcher Spekulation. So baut ſich die Ethik auf auf pſychologiſcher Grundlage und endigt — entweder im religiöſen Glauben oder in einer die Grenzen aller Erfahrung überſchreitenden Metaphyſik. Und da jedenfalls nur das letztere philoſophiſch iſt, ſo wird die philoſophiſche Ethik in ihrem letzten Ende metaphyſiſch-ſpekulativ, ſollte dabei ihr Geſchäft auch kein anderes ſein als das, den dialektiſchen Schein verſuchter Hypotheſen zu zerſtören u. ſ. w." [1]

„Wir Freigeſinnten", ſagt er an einer andern Stelle, „müſſen uns . . . unſer gutes Recht, ohne Anleihe bei

[1] Ziegler, Sittliches Sein und ſittliches Werden S. 8.

einem Jenseitigen fertig zu werden mit unsern sittlichen Aufgaben und Pflichten, wahren und durchsetzen." [1]

Ich denke, das genügt, Alfred, um dir zu beweisen, daß die Professoren der philosophischen Fakultäten in Jena und Straßburg gerade so denken wie die Professoren an der hiesigen philosophischen Fakultät. Wenn du mehr Beweise verlangst, so bin ich bereit, sie dir ein anderes Mal zu liefern. So könnte ich mich noch auf den Professor E. Laas in Straßburg und den Professor A. Riehl in Freiburg im Breisgau berufen. Letztern habe ich zwar nicht selbst gehört, aber Schüler von ihm erzählten mir, er habe ganz ungescheut über alles gespottet, was die unmittelbare Erfahrung übersteigt. Übrigens kann dir unser Kamerad Franz auch einigen Aufschluß geben. Franz, du hast ja in Leipzig und Prag und soviel ich weiß auch in Münster studiert, laß einmal hören, was die Professoren der dortigen philosophischen Fakultäten von Gott und Religion halten.

Franz: In Prag und Leipzig denkt man in diesen Punkten gerade wie hier in Berlin.

In Prag z. B. sagt Professor Jodl jedem, der es hören will: die einzig wahre Religion sei diejenige, „die an Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe, an Stelle des Gottesglaubens den Glauben des Menschen an sich und seine

[1] Ziegler a. a. O. S. 127.

Kraft setzt: den Glauben, daß das Schicksal der Menschheit nicht von einem Wesen außer oder über ihr, sondern von ihr selbst abhängt, daß der einzige Teufel des Menschen der Mensch, der rohe, abergläubische, selbstsüchtige, böse Mensch, aber auch der einzige Gott des Menschen der Mensch selbst ist“ [1]. Wir müssen „an die Stelle der Gottheit, in welcher sich nur die luxuriösen, die unerfüllbaren Wünsche des Menschen verkörpern, die menschliche Gattung oder Natur, an die Stelle der Religion die Bildung, an die Stelle des Jenseits die geschichtliche Zukunft der Menschheit setzen“ [2]. Ja er behauptet geradezu, erst der Atheismus werde der Menschheit die Natur und Bedeutung und Würde wiedergeben, die ihr der Theismus geraubt [3].

Der Gottesbegriff, sagt er anderswo, verliere sich immer mehr aus der wissenschaftlichen Denkweise; er sei „ohne Zweifel dazu bestimmt, mit dem alten Ungedanken einer ‚Weltursache‘ langsam, aber sicher dahinzuschwinden“ [4]. Ich denke, mehr braucht es nicht, um zu beweisen, daß Jodl nicht nur kein Christ, sondern ein offener Gottesleugner ist.

In Leipzig habe ich die Vorlesungen des Professors Wilh. Wundt besucht, der von vielen als der größte deutsche Philosoph der Gegenwart gefeiert wird und jeden-

---

[1] Jodl, Geschichte der Ethik II, 290. [2] Ebd. II, 189.
[3] Ebd. II, 290. [4] Ebd. S. 608 Anm. 36.

falls das höchste Ansehen genießt. Was Wundt vom Christentum hält, kannst du aus folgendem Satz entnehmen: „Nicht in den künstlichen Gedankenbildungen des theologischen Scharfsinns der Jahrhunderte (d. h. in der Dogmatik), sondern in der schlichten, jeder Stufe zugänglichen Lehre Jesu und in dem menschlichen, von den mythologischen Trübungen einer wundersüchtigen Zeit befreiten Teil der neutestamentlichen Geschichte besteht der bleibende sittliche Wert des Christentums. Denn über eins sollte man sich keiner Täuschung mehr hingeben: Jener Glaube, der den Stifter der Menschheitsreligion zum Gott macht und ihn dadurch in Wahrheit seiner menschlich-sittlichen Bedeutung entkleidet, der Glaube der Trinität und der Wunder, hat heute auch bei denen, die sich mit voller Überzeugung noch Christen nennen, seine Macht eingebüßt, und die Zahl derer, die dem System dogmatischer Überlieferungen völlig entfremdet sind, hat in dem Maße über alle Stände und Bildungskreise sich ausgebreitet, als die Überzeugung eine allgemeine geworden ist, daß jenes System mit allen andern Bestandteilen unserer geistigen Bildung im Widerspruch steht.“ [1]

[1] Wundt, Ethik (2. Aufl.) S. 662.

Da haſt du es! Du wirſt mir doch zugeben: wenn man den Glauben an die Dreifaltigkeit, den Glauben an die Gottheit Chriſti, den Glauben an die Wunder Chriſti und damit auch an die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti über Bord wirft und ihnen noch die ganze Dogmatik der Jahrhunderte nachſendet, daß dann vom Chriſtentum nichts Nennenswertes mehr übrig bleibt?

Derſelbe Wundt lehrt auch, die menſchliche Seele ſei nicht eine einfache, ſelbſtändige Subſtanz, ſondern nur „die Summe unſerer innern Erlebniſſe ſelbſt". Damit iſt natürlich der perſönlichen Unſterblichkeit der Boden entzogen. Wie iſt nun trotzdem der Glaube an die individuelle Unſterblichkeit entſtanden? Aus dem Gedanken, daß es geiſtige Entwicklungen über jede Grenze hinaus geben muß, nicht aber aus irgend einer „Spekulation über das Weſen der Seele"; und dieſer Gedanke iſt es auch, welcher der Unſterblichkeitsidee „auch ſeinen wirklichen Zweifeln und Widerſprüchen gegenüber allein Widerſtand leiſtenden Inhalt gegeben hat". „Aber indem der Menſch geneigt iſt, die Dinge nicht sub specie aeternitatis, ſondern sub specie individualitatis zu erblicken, verwandelt er dieſe Überzeugung von der Unvergänglichkeit geiſtiger Entwicklung in den Glauben an die Unvergänglichkeit ſeines individuellen Bewußtſeins ſamt dem ganzen ſinnlichen Inhalt desſelben, wie ſolcher nur unter

den besondern Bedingungen des gegenwärtigen sinnlichen Lebens sich bilden konnte. Indem die Psychologie nachweist, daß die Entstehung unserer sinnlichen Wahrnehmungen nicht nur, sondern auch der sie erneuernden Erinnerungsbilder an die Funktionen unserer Sinnes- und Bewegungsorgane, unseres Nervensystems und mit diesem schließlich an die Leistungen unseres gesamten lebenden Körpers gebunden ist, muß ihr eine Fortdauer im Sinne dieses sinnlichen Bewußtseins als unvereinbar mit den Thatsachen der psychologischen Erfahrung erscheinen. Sicherlich darf man aber auch mit Recht bezweifeln, ob eine derartige Fortdauer ethisch gefordert, und noch mehr, ob nicht die Erfüllung solchen Wunsches, wenn überhaupt möglich, ein unerträgliches Verhängnis wäre. Wenn wir aber von dieser aus mythologischer Vorzeit herüberreichenden Gestaltung der Unsterblichkeitsidee absehen und auf deren echte psychologische Grundlage zurückgehen, so kann gegen diese die empirische Psychologie um so weniger einen Einwand erheben, als die individuelle geistige Entwicklung ja selbst ein Bruchteil einer geistigen Gesamtentwicklung ist, der darum nicht weniger als diese über sich selber hinausweist." [1]

---

[1] Wundt, Vorlesungen über die Tier- und Menschenseele (2. Aufl.) S. 479.

Von Gott können wir nach Wundt nichts Bestimmtes wissen. Die Vernunft nötigt uns zwar, einen letzten einheitlichen „Grund vorauszusetzen, der aber in sich völlig unbekannt bleibt“ [1]. Die Idee des letzten Weltgrundes ist „in Bezug auf ihren Inhalt schlechterdings unbestimmbar“ [2]. Trotzdem weiß Wundt einiges darüber mitzuteilen. „Der Weltgrund kann nicht völlig losgelöst von dem Weltinhalte gedacht werden. Er kann diesem als das Princip aller Weltentwicklung gegenübergestellt, aber er kann niemals als ein dieser Entwicklung selbst Äußerliches angenommen werden. Wie vielmehr überall der Grund in der Folge nur dadurch wirksam ist, daß er selbst in sie hineingeht, so ist auch die Gottesidee nur durchführbar, wenn Gott als Weltwille, die Weltentwicklung als Entfaltung des göttlichen Willens und Wirkens gedacht wird. Das ist die Wahrheit des Lessingschen Wortes: man könne sich wohl Gott außerhalb der Welt, nimmermehr aber die Welt außerhalb Gottes denken.“ [3]

Der Gott, an den Wundt glaubt, ist also nicht der Gott der Christen, sondern der Gott der Pantheisten.

---

[1] Wundt, System der Philosophie S. 403.
[2] Ebd. S. 438. [3] Ebd. S. 442.

Zum Beweiſe dafür, daß es an den philoſophiſchen Fakultäten der andern Univerſitäten Deutſchlands gerade ſo wie hier in Berlin ausſieht, kann ich mich noch auf Münſter berufen. Die Ultramontanen rühmen ſich, auf dem alten Glaubensſtandpunkt zu ſtehen, und in der That ſind es bloß einige wenige klerikale Profeſſoren, die noch zähe am Mittelalter feſthalten. Aber auch dort fängt es an zu bröckeln.

Die Akademie in Münſter gilt noch ganz beſonders als ein Hauptherd des alten Obſkurantismus. Aber wie auch dorthin allmählich das Licht der modernen Aufklärung dringt, beweiſt der Profeſſor Gideon Spicker, den ich während eines zweimonatlichen Aufenthaltes in Münſter oft gehört habe. Dieſer macht ſeinem Namen alle Ehre, denn er iſt ein wahrer Gideon im Kampf gegen alle Gläubigen. Hier zum Belege einige Stellen:

„Nicht der heilige, ſondern der Freigeiſt iſt es, der uns in alle Wahrheit einführt, der freie, der forſchende, der kritiſche, der von allen Vorurteilen und Leidenſchaften unbefangene Geiſt, der das große Werk der Umgeſtaltung und Neugeſtaltung ſieg- und ſegensreich anhub und fortſetzt.“ [1] Was das Evangelium lehre, behauptet er daſelbſt, ſei „himmliſche Selbſtſucht“. In einem andern Werke ſagt

[1] Spicker, Die Philoſophie des Grafen von Shaftesbury (1872).

Spicker von Leſſing: „Mit Recht hat man ihn den Luther der Aufklärung genannt, denn er hat den zweiten großen Schritt der Reformation gethan; er hat, nachdem Luther mit der Kirche und Tradition gebrochen, uns von dem noch unerträglichern Joch der Bibel und des Buchſtabenglaubens befreit ..., die beiden großen Autoritäten — Bibel und Kirche — mußten durch etwas Allgemeines und Poſitives erſetzt werden. Dies konnte nur dadurch geſchehen, daß an Stelle der Bibel und Inſpiration die Vernunft und an Stelle der Tradition und Gottesgelehrtheit Geſchichte und Philoſophie geſetzt werden.“ [1] Er hofft, daß das deutſche Volk endlich den nötigen Mut finden werde, „vollends mit der zweitauſendjährigen Tradition zu brechen und auf Grund der Vernunft und Erfahrung eine neue Weltanſchauung zu entwickeln“. Dennoch ſoll nach Spicker die Religion erhalten bleiben, allerdings in anderer Form. Die Religion der Zukunft wird „individualiſtiſcher Pantheismus“ oder Monismus ſein. „Iſt“, fragt er ſich an einer andern Stelle, „Homers Unterwelt und der chriſtliche Himmel etwa weniger ein Produkt der Phantaſie, als die Wanderung durch das Reich der Monaden?“ [2] Leſſing leugnet die Ewigkeit

[1] Spicker, Leſſings Weltanſchauung (1882), Vorwort.
[2] Ebd. S. 367.

der Höllenſtrafen. Dazu bemerkt Spicker: „Dieſe Darlegung iſt gewiß ſehr klar und ſehr vernünftig, obwohl ſie weder bibliſch noch katholiſch iſt.“ [1]

„Ob die Seele einfach oder zuſammengeſetzt, die Welt erſchaffen oder von Ewigkeit, Gott ein reiner Geiſt oder die Identität von Geiſt und Materie oder über beide Vorſtellungen erhaben: das iſt nach dem geſchichtlichen Zeugnis der Philoſophie ſo ſicher nicht.“ Das ſind Probleme, die „zur Stunde noch der Löſung harren“ [2].

Mehr bedarf es wohl nicht, um dich zu überzeugen, daß auch Prof. Spicker den Glauben nicht nur an das Chriſtentum, ſondern auch an Gott längſt in die Rumpelkammer geworfen hat.

Karl: Übrigens, wozu ſo lange etwas beweiſen, was eigentlich heute bei Gebildeten ſelbſtverſtändlich iſt? Ich habe eben von Prof. Häckel geſprochen. Derſelbe erklärte öffentlich in einer großen Naturforſcherverſammlung, ſein moniſtiſches, d. h. atheiſtiſches Glaubensbekenntnis werde „von mindeſtens neun Zehnteilen aller jetzt lebenden Naturforſcher geteilt“ [3], ja alle denkenden Naturforſcher ſeien derſelben Anſicht, aber nicht alle hätten den Mut, ihre Überzeugung offen zu bekennen [4]. Dieſer Behauptung iſt nie widerſprochen worden.

---

[1] Spicker a. a. O. S. 362. [2] Ebd. S. 318.
[3] Häckel, Der Monismus S. 27. [4] Ebd. S. 8.

Und so wie bei den Naturforschern ist es, wie gesagt, bei allen Gebildeten. Prof. Ziegler in Straßburg behauptete vor einiger Zeit öffentlich: „Den Glauben an das Jenseits haben auch von uns Gebildeten die meisten verloren. Wir haben also, wollen wir uns nicht der schlimmsten Heuchelei schuldig machen, kein Recht mehr, ihn den Ungebildeten aufzureden. Doch", fügt er hinzu, „es bleiben uns Glaube — der Glaube an das Ideal —, Liebe — die Liebe zum Nächsten —, Hoffnung — die Hoffnung auf den Sieg des Guten in der Welt —, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen." [1] Ein Professor der Philosophie in München sagte noch unlängst seinen Zuhörern: „Über Beweise für das Dasein Gottes brauchen wir nicht zu verhandeln, denn einen Gott giebt es nicht." Als der Centrumsabgeordnete Frank über diese Äußerung in der bayrischen Kammer den Kultusminister interpellierte, antwortete dieser, er mißbillige zwar diese Worte, könne aber nichts dagegen thun.

Kurz und gut, was auf Bildung und Wissenschaft Anspruch macht, hat mit dem alten Köhlerglauben gebrochen. Nur beschränkte Köpfe halten noch am alten Glauben fest. Selbst unter den Geistlichen — wenigstens in der evangelischen Kirche — glauben sehr viele nicht mehr an das Christentum,

[1] Die sociale Frage eine sittliche Frage (4. Aufl.) S. 110.

an Wunder u. dgl. Ich erinnere mich noch lebhaft an einen Vortrag, den jüngst ein gewisser Dr. A. Rebattu, protestantischer Pastor zu St. Gertrud in Hamburg, meiner Vaterstadt, hielt[1]. Ich war selbst zugegen. Darin erklärte er: niemand glaube mehr an die Wundergeschichten des Alten Testamentes, selbst die Pastoren nicht. Aus der Schule brauche man die Wundergeschichten nicht zu verbannen, denn das Kind höre ja gern Märchen. Eine klare Erkenntnis Gottes könne man aus der Bibel nicht schöpfen; manche Anschauungen der Alten seien Gottes unwürdig, z. B. die Opferung seines Sohnes zur Erlösung der Menschheit[2]. Das Christentum Christi sei undogmatisch gewesen. Auch wer den Kirchen fern bleibe, die biblischen Erzählungen, die Glaubensvorstellungen, die Bekenntnisse abgeschworen, die Sprüche und Gesangbuchslieder der Kindheit aus dem Herzen gerissen habe, könne Religion besitzen.

In seiner von der Ludwigsstiftung preisgekrönten Schrift: „Die Religion Jesu Christi“[3] erklärt der Superintendent Hollenberg, die Religion Jesu sei diejenige, welche er selbst als Mensch ausübte, keines von den Evangelien genüge den Ansprüchen, die man an eine wahrheitsgetreue

[1] „Die Religion wird erhalten bleiben“, Vortrag. Hamburg, Hermann Seippel, 1894.

[2] Ebd. S. 11. [3] Bremen, M. Nößler, 1897.

Darſtellung machen müſſe, die Wundererzählungen der Evangelien ſeien das Ergebnis einer ſpätern Zeit u. dgl. Gewiß nicht umſonſt klagte deshalb „Das Volk“, das Organ des Hofpredigers a. D. Stöcker: des chriſtlichen Volkes „größte Feinde ſind die ungläubigen Paſtoren; die Lüge auf den Kanzeln iſt uns weit gefährlicher als Socialdemokratie und Anarchismus.“ Es iſt ja auch männiglich bekannt, daß eine ſehr große Zahl von proteſtantiſchen Predigern das ganze apoſtoliſche Glaubensbekenntnis in ſeiner traditionellen Auffaſſung für unhaltbar und veraltet anſehen.

Du ſiehſt alſo, Alfred, daß die Naturwiſſenſchaft im Bunde mit der Philoſophie längſt ihr Verdikt gegen das Chriſtentum, ja gegen jeden Gottesglauben abgegeben hat. Selbſt die Theologie vereinigt ſich in ihren berufenſten Vertretern, den evangeliſchen Paſtoren, mit Philoſophie und Naturwiſſenſchaft zu dieſem Todesurteil. Warum alſo noch an dem veralteten Zopfe, an kindiſchen Ammenmärchen feſthalten?

Wirf endlich das Joch des Glaubens herzhaft von dir, dann biſt du frei, dann kannſt du mit frohem Herzen unbeläſtigt durch metaphyſiſche Grillen und Hirngeſpinſte den Freudenbecher dieſes Lebens genießen.

Als Alfred noch immer ſchwieg, ſprang Karl unwillig auf und rief: Franz, komm, wir gehen. Überlaſſen wir dieſen weinerlichen Träumer, der nicht den Mut hat, die unwürdigen

Glaubensfesseln zu zerreißen, seinem Trübsinn und seinen Grillen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wir wollen uns die Freuden der Jugend nicht durch metaphysischen Krimskrams verderben lassen.

Alfred blieb, nachdem seine Freunde ihn verlassen, noch lange, in tiefes Nachdenken versunken, an derselben Stelle sitzen. Ein heftiger Kampf durchtobte sein Inneres. Dann erhob er sich und schritt rasch und unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Es schien ihm klar: die moderne deutsche Wissenschaft hat sich fast einstimmig gegen den Glauben ausgesprochen. Und die deutsche Wissenschaft, das setzte er als selbstverständlich voraus, bezeichnet den höchsten Gipfel der menschlichen Weisheit. Wie war es da noch möglich, am Glauben festzuhalten? Auf der einen Seite stand der Glaube, auf der andern die Wissenschaft; beide im schroffsten Gegensatze zu einander. Denn so hatte er es unzähligemal in den Vorlesungen gehört. Hatte doch ein Professor sogar behauptet: der Glaube sei der Verzicht auf die Wissenschaft.

Er fühlte es nur zu klar: er hatte den Glauben seiner Kindheit verloren. Dann aber mußt du, so flüsterte ihm eine innere Stimme zu, ein Gottesleugner, ein Atheist werden. Er schauderte zusammen bei diesem Gedanken. In fieberhafter Hast griff er nach seinem Hute und stürmte hinaus ins Freie, um der innern Angst und Qual zu entgehen. Kreuz und quer rannte er durch die unbelebtesten Straßen Berlins, dann eilte

er weit hinaus vor die Stadt; aber er konnte nirgends Ruhe finden. Seine Zweifel und Ängste verfolgten ihn überallhin. Es schien ihm, jedermann sehe ihm an, was in ihm vorgehe.

Müde und traurig kehrte er am Abend nach Hause zurück und warf sich angekleidet auf sein Bett; die lange schlaflose Nacht, die folgte, kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Bald gellte in seinen Phantasien das Wort Gottesleugner an sein Ohr, dann schien es ihm wieder, als sehe er das Bild seiner Mutter vor sich; dann schwirrten die Worte Wissenschaft und Glauben, Wunder und Anthropomorphismus bunt durcheinander. Zuweilen kam es ihm vor, als ob der Bruch mit der Vergangenheit ihm das Herz entzwei reiße, so daß er fürchtete, halb wahnsinnig zu werden.

Auch die folgenden Tage waren Tage quälender Angst und Unruhe, die ihm alle Lust und Freude raubten und ihn in düstere Melancholie versetzten.

VI.

Eine Woche später, als Alfred wieder die Bibliothek besuchte, teils um sich zu zerstreuen und seine innere Qual loszuwerden, teils um die religiösen Fragen weiter zu studieren, fielen ihm wie von ungefähr die Vorträge des Prof. Dr. Du Bois-Reymond: „Über die Grenzen des Naturerkennens“ und „Die sieben Welträtsel“ in die Hände. Der hier ausgestreute Same fiel auf günstigen Boden.

Ignoramus et ignorabimus: von einer überſinnlichen tranſcendenten Welt wiſſen wir nichts und werden wir nie etwas wiſſen, das alles liegt jenſeits der Grenzen unſeres Naturerkennens, über die wir nie hinauskommen können. Wie iſt das Leben entſtanden? wie die Empfindung, das Selbſtbewußtſein, die Bewegung? Woher kommt die ſcheinbare Zweckmäßigkeit in der Natur? woher die Willensfreiheit? Das ſind ewig unlösliche Rätſel, an deren Löſung man ſich nicht wagen kann, ohne ſich in Widerſprüche zu verwickeln. Will man nicht zu einem kindlichen Supranaturalismus (darunter verſteht Du Bois-Reymond den Glauben an den perſönlichen Gott, den Schöpfer der Welt) ſeine Zuflucht nehmen, ſo muß man ſagen: Dubitemus. Nur unbeſiegbare Probleme wie die genannten pflegen ſo unſterblich zu ſein. Alſo beſcheiden wir uns mit dem uns möglichen Maße der Erkenntnis, und geſtehen wir unſere Unwiſſenheit. Ignoramus et ignorabimus. Machen wir hinter all die großen Weltprobleme, welche die tranſcendente Welt berühren, ein großes Fragezeichen. Dubitemus.

Das erſchien unſerem Alfred wie ein erlöſendes Wort. Ja, ja, ſagte er ſich mit einer gewiſſen geheimen Freude, wir können nichts wiſſen von dem, was jenſeits der Sinneserſcheinungen liegt. Ignoramus, ignorabimus, dubitemus. Wie an einen Rettungsanker klammerte ſich Alfred faſt krampfhaft an dieſes Wort. Er glaubte damit glücklich an der Not-

wendigkeit vorbeizukommen, ein eigentlicher Gottesleugner zu werden. Das Wort Atheiſt hatte einen ſchrecklichen Klang in ſeinen Ohren, und der bloße Gedanke: du biſt ein Atheiſt, ein Gottesleugner, machte ihn im tiefſten Innern ſeines Herzens ſchaudern.

Mit Hilfe des Wortes Ignoramus, dubitemus glaubte er dieſe ſchmerzliche Notwendigkeit zu umgehen. Nein, rief er, ich ſage nicht, es giebt keinen Gott; wir können nur von Gott und Unſterblichkeit nichts wiſſen. Ignoramus, dubitemus.

Ganz behaglich wurde es ihm aber auf dem neugewonnenen Standpunkt doch nicht. Bald überkamen ihn neue Zweifel und Ängſte. Es ſchien ihm, der Standpunkt ſei zwar bequem, aber doch nur eine Halbheit und Unfolgerichtigkeit; er ſei nur ein vergebliches Bemühen, auf die großen Probleme des Lebens weder mit Ja noch mit Nein zu antworten. Ich ſage: ich weiß nichts von Gott. Wenn es nun aber doch einen Gott und ein ewiges Leben gäbe? Mußte dann Gott nicht auch machen, daß man ihn erkennen könne?

Je mehr er darüber nachdachte, um ſo klarer wurde es ihm, daß der neue Standpunkt, den er gewonnen, ganz unhaltbar ſei. Er ſtand auf einem morſchen Brett, das jeden Augenblick zuſammenzubrechen drohte. So war die Ruhe, zu der er gelangt zu ſein wähnte, bald wieder verſchwunden.

Wieder war er von dem ſichern Ufer, das er ſchon erreicht zu haben glaubte, hinausgeſchleudert auf das offene Meer der Zweifel und Ängſte und wurde von den ſtürmiſchen Wogen hin und her geworfen wie ein ſchwanker Kahn.

Zwar ſuchte er ſich mit ſeinen Kameraden durch Ausflüge und Kneipen zu zerſtreuen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Mitten in ſeinen Vergnügungen verfiel er zuweilen in ſchwermütiges Sinnen und Grübeln.

Da beſchloß er, um zur vollſtändigen Klarheit zu gelangen, ſich an einen der Profeſſoren zu wenden, der durch ſein leutſeliges Weſen und ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit in beſonderer Weiſe ſein Vertrauen gewonnen hatte. Es war Profeſſor Dr. N. Von ihm wollte er ſich ſeine Zweifel löſen laſſen. Allgemein wurde unter den Studenten angenommen, daß Profeſſor N. ſich in Bezug auf Religion auf dem Standpunkte des Ignoramus und Ignorabimus befinde.

VII.

Herr Profeſſor, ſo begann Alfred nach den üblichen Begrüßungsformeln, die meiſten unſerer Profeſſoren ſtehen, wie ich aus ihren Schriften und Vorträgen ſehe, in Bezug auf Gott, Unſterblichkeit und ähnliche Wahrheiten

— Hypotheſen! unterbrach ihn der Profeſſor.

— Gut, Hypotheſen; alſo die meiſten Profeſſoren ſtehen in Bezug auf dieſe Hypotheſen auf dem Standpunkt des

Ignoramus. Auch ich glaubte, nachdem ich den Glauben meiner Kindheit der Wissenschaft zum Opfer gebracht, mich auf diesen Standpunkt stellen zu können; aber je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr scheint es mir, daß dieser Standpunkt völlig unhaltbar, eine augenscheinliche Inkonsequenz ist.

Professor: Inwiefern?

Alfred: Nun, ich sage einfach so: Wenn es einen Gott giebt und Gott den Menschen erschaffen hat, dann konnte er ihn auch nur dazu erschaffen, daß er seinen Schöpfer verherrliche, daß er ihn also erkenne, liebe, ihm diene, gerade so, wie es das Christentum lehrt. Dann mußte er es aber dem Menschen auch möglich, ja leicht machen, ihn zu erkennen. Denn wer den Zweck will, muß auch die notwendigen Mittel wollen. — Also schließe ich umgekehrt: Wer behauptet, es sei dem Menschen unmöglich, Gott zu erkennen, der muß auch leugnen, daß Gott den Menschen erschaffen habe.

Professor: Ihr Schluß ist ganz und voll berechtigt. Und da Sie, wie ich merke, infolge Ihrer religiösen Forschung für die richtige Erkenntnis reif sind, so will ich es Ihnen offen sagen: die Vorstellung eines persönlichen außerweltlichen Gottes ist wissenschaftlich unhaltbar. Sie ist ähnlich wie der Unsterblichkeitsglaube ein Rest von dem alten Animismus oder Geisterglauben. Es giebt keinen persönlichen Gott. Das

unermeßliche Weltall mit seinen immanenten Gesetzen, das ist die wahre Gottheit, an die wir glauben. Sehr schön sagt unser unsterblicher Goethe:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Wie ein Donnerschlag wirkte diese Antwort des Professors auf Alfred. So viel war ihm klar: mit dem Standpunkt des Ignoramus ist es nichts. Es trat deshalb nach der ziemlich pathetisch vorgetragenen Stelle aus Goethe eine kleine Pause ein. Dann ergriff Alfred wieder das Wort und sagte:

Herr Professor, wie kommt es denn, daß unter den Akademikern die Ansicht verbreitet ist, Sie stünden mit Herrn Du Bois-Reymond auf dem religiösen Standpunkt des Ignoramus?

Ach, sehen Sie, mein junger Freund, vor der Öffentlichkeit muß man gewisse Rücksichten beobachten. Nicht alle vertragen wie Sie die ganze nackte Wahrheit. Bei vielen würde man Anstoß erregen, wenn man es offen aussprechen wollte: es giebt keinen Gott. Es ist deshalb klüger, sich zurückhaltend zu äußern und sich mit der Behauptung zu

begnügen: Von der transcendenten Welt, von Gott und Unsterblichkeit können wir nichts mit Sicherheit wissen.

Aber könnte man nicht gegen ein solches Benehmen einwenden, es sei unehrlich, ja geradezu eine Art Heuchelei, eine Ansicht zur Schau zu tragen, die man nicht hat?

Das ist keine Heuchelei, sondern kluge Zurückhaltung. Man muß eben so reden, wie es die Zuhörer ertragen können. Das nennt man pädagogische Rücksichten. Ich empfehle Ihnen das Studium des „Systems der Ethik" meines Kollegen Paulsen, aus dem (II, 216 ff.) Sie lernen können, daß man in der Kunst, sich den Zuhörern zu accommodieren, sehr weit gehen kann, ohne die Wahrheit zu verletzen.

Es will mir scheinen, wendete Alfred ein, ein solches Verhalten sei ein bißchen „jesuitisch" und rieche stark nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel".

Was haben Sie gegen diesen Grundsatz? Derselbe ist an sich vollständig berechtigt. Viele unserer bedeutendsten modernen Ethiker lehren ihn ausdrücklich. So zum Beispiel Ed. v. Hartmann[1], Rud. v. Jhering[2], Gallwitz[3] und Th. Ziegler[4]. Auch mein Kollege Paulsen[5] huldigt

[1] Das sittliche Bewußtsein S. 454.

[2] Der Zweck im Recht II (2. Aufl.), 586. 615.

[3] Das Problem der Ethik in der Gegenwart S. 187.

[4] Sittliches Sein und sittliches Werden S. 54 ff.

[5] System der Ethik I, 198.

im Grunde diesem Princip. Verwerflich ist nur, daß die Jesuiten — so behauptet man wenigstens — diesen Grundsatz zur Befriedigung ihrer hierarchischen Gelüste mißbrauchen. Aber an sich ist gegen den Grundsatz nichts einzuwenden, wenn man nur den richtigen Zweck vor Augen hat.

Ich sage also: Pädagogische Rücksichten legen uns Professoren in Bezug auf die religiösen Fragen eine weise Zurückhaltung auf. Selbst von unsern Akademikern sind sehr viele für das offene atheistische Bekenntnis noch nicht reif. Sie würden Anstoß daran nehmen. Das gilt in viel höherem Grade von dem ungeheuern Troß der Ungebildeten. Die Volksmassen haben heute noch den Kappzaum der Religion notwendig. Ohne den Glauben an Gott und an Himmel und Hölle wäre es bei dem dermaligen niedrigen Entwicklungsgrad der rohen Massen bald um alle Ordnung geschehen; die Staatsgesetze würden mit Füßen getreten, und niemand wäre mehr seines Lebens und seines Eigentums sicher. Deshalb muß, wie Se. Majestät der Kaiser schon wiederholt mit Recht betont hat, dem Volke die Religion erhalten bleiben. Für uns Professoren ist es noch ganz besonders eine Pflicht der Selbsterhaltung, uns vor dem Publikum in Bezug auf die Religion höchst reserviert auszudrücken, damit die christlichen Steuerzahler nicht stutzig und scheu werden. Sie verstehen?

Ja wohl, bemerkte Alfred, der im tiefsten Herzensgrunde entrüstet war über den Cynismus, mit dem sich der Professor

über sein Verhältnis zur Religion aussprach. Doch suchte er seine Entrüstung zu verbergen und fuhr ruhig fort:

Manchem könnte es doch scheinen, ein solches Verhalten sei eine Art Verdummungssystem, das man dem Volke gegenüber in Anwendung bringt. Wir halten die Religion für Unsinn, wo nicht gar für Betrug, und suchen sie dann doch dem Volke zu erhalten. — Was ich aber ganz und gar nicht verstehen kann, ist, daß so viele unserer Professoren trotz ihres Unglaubens noch bei religiösen Handlungen mitthun, so z. B. bei der Eidesleistung oder beim offiziellen Gottesdienst bei feierlichen Gelegenheiten, wenn es das Herkommen so fordert.

Das ist, unterbrach ihn der Professor, einfach notwendige Anbequemung an die Umstände. Wir wissen ja, daß es sich nur um leere Ceremonien handelt, denen wir keinerlei religiöse Bedeutung beilegen.

Aber gerade darin liegt nach meiner Ansicht eine Art Verstellung. Man spielt Komödie. Man stellt sich öffentlich vor andern, als ob man an Gott glaubte, obwohl man Gottesleugner ist. Schopenhauer sagt irgendwo: „Gott ist in der neuern Philosophie, was die französischen Könige unter dem Majordomus waren: ein leerer Name, den man beibehält, um unangefochten sein Wesen treiben zu können.“ Würde das bezeichnete unaufrichtige Verfahren nicht eine Bestätigung dieser Worte sein?

Sie ſind zu ſtreng in Ihrem Urteil, junger Herr, ſagte in etwas gereiztem Tone der Profeſſor. Man ſieht, daß Sie noch wenig Welterfahrung haben. Die eigene Erfahrung wird Sie gewiß mit der Zeit eines beſſern belehren und Ihnen zeigen, daß man oft bei Dingen mitthun muß, die unſerer wiſſenſchaftlichen Überzeugung nicht allwegs entſprechen. Übertriebene Principienreiterei hat noch nie etwas genützt.

Damit wurde das Geſpräch abgebrochen. Alfred empfahl ſich und verließ die Wohnung des Profeſſors.

Zweites Kapitel.

Vom Atheismus zur Socialdemokratie.

„Non est potestas nisi a Deo.“
„Es giebt keine Gewalt außer von Gott.“
(Röm. 13, 1.)

I.

Unbefriedigter als je kehrte Alfred vom Besuche beim Professor in sein einsames Studierstübchen zurück. Daran war kein Zweifel mehr möglich: mit dem Standpunkte des Agnosticismus und seinem Ignoramus war es nichts. Der Standpunkt mag zwar bequem sein, sagte er sich, aber er ist eine unhaltbare Halbheit, ein Ruheplätzchen für oberflächliche Köpfe, welche die notwendigen Konsequenzen aus ihren Principien nicht zu ziehen vermögen. Es blieb ihm also nichts, als offen und ungescheut vor sich selbst das Bekenntnis abzulegen: Es giebt keinen Gott, du bist ein Atheist, ein Gottesleugner.

Eine unbeschreibliche Angst und Beklemmung, eine Art Fieber überfiel ihn, das ihn wieder in düstere Trauer und Melancholie versetzte. Bald fing er an, sich wieder mehr an dem studentischen Treiben seiner Kameraden zu beteiligen,

um der innern Qual und Unruhe, die ihn peinigte, zu entgehen; dann warf er sich wieder zu demselben Zweck auf eifriges Studium und verschlang aufs Geratewohl die Bücher, die er erhalten konnte. Aber alles wollte nichts helfen. Überallhin begleiteten ihn wie Furien seine quälenden Zweifel und ließen ihm weder Ruhe noch Rast.

Als er eines Tages, ganz in seine Zweifel vertieft, über die Straße ging, um eine Vorlesung zu besuchen, drückte ihm ein Knabe, der Zettel an die Vorübergehenden verteilte, einen solchen in die Hand. Es war eine Einladung zu einer socialdemokratischen Versammlung, die am Abend stattfinden und in der Bebel als Redner auftreten und über das Thema „Sklaverei und Freiheit" sprechen sollte.

Teils Neugierde, teils Verlangen nach Zerstreuung bewogen Alfred, einmal einer solchen Versammlung beizuwohnen. Frühzeitig am Abend eilte er deshalb in das bezeichnete Lokal und suchte sich ein günstiges Plätzchen, von dem aus er bequem und ungestört alles überschauen und der Rede leicht folgen konnte. Das Lokal war ein sehr geräumiger, gewölbter Saal, den man mit den Büsten von Marx und Lassalle geschmückt hatte. Allmählich füllte sich derselbe mit einer buntgemischten Gesellschaft. So ziemlich alle Stände schienen vertreten, doch wog die Arbeiterklasse vor.

Oben auf dem Podium hatten sich mehrere socialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Berliner Stadträte ein-

gefunden. Den Vorſitz führte der wohlbeleibte Herr Singer, der ſocialdemokratiſche Millionär, der ganz vergnüglich von ſeinem Präſidentenſtuhl auf das beherrſchte Samos herunterſchaute.

Bebel wurde bei ſeinem Erſcheinen auf der Rednerbühne ſtürmiſch begrüßt. Er dankte mit leutſeligem Lächeln und ſchien über den Empfang äußerſt befriedigt.

Werte Genoſſen! ſo ungefähr begann er ſeine Rede, Sklaverei und Freiheit, das ſind die beiden Pole, um die ſich die Kämpfe der Weltgeſchichte drehen. Je weiter wir uns von dem erſten Dämmern der Urgeſchichte entfernen, um ſo ſiegreicher tritt der Sonne gleich die Freiheit in die Erſcheinung. Die Kämpfe des Altertums und des Mittelalters galten der Erringung der ſocialen Freiheit durch Abſchaffung der Sklaverei. Dann kam Luther und entfaltete die Fahne der religiöſen Freiheit; jede Autorität in Religionsſachen wurde beſeitigt und an ihre Stelle die religiöſe Autonomie des Individuums geſtellt. Endlich kam Rouſſeau und die große franzöſiſche Revolution und pflanzte das Banner der ſocialen und politiſchen Freiheit und Gleichheit auf.

Leider, ſo fuhr der Redner fort, iſt bei allen dieſen Kämpfen die Freiheit vielfach ein abſtraktes Princip, ein leerer Buchſtabe geblieben. Man ſprach in der Theorie viel von Freiheit und Unabhängigkeit, hielt aber in der Wirklichkeit an der alten Knechtſchaft feſt. Erſt die Socialdemokratie,

rief er jetzt mit gehobener Stimme, wird die wahre, die volle Freiheit und Gleichheit aller zur Wirklichkeit machen. „Wir Socialdemokraten sind gegen alle Autoritäten, gegen die himmlischen wie gegen die irdischen, die man uns entgegenstellt.“ So habe ich im Reichstag gesprochen, so spreche ich auch hier. Bei uns Socialdemokraten giebt es weder Herr noch Knecht, weder Obrigkeit noch Unterthan; wir bilden alle zusammen eine große Verbrüderung, einen großen, allumfassenden Bund von gleichberechtigten Brüdern und Schwestern. (Lebhafter Beifall.)

Die Autorität hatte einen Sinn, solange man noch an Gott und Unsterblichkeit glaubte. Heute aber hat uns die moderne Wissenschaft gelehrt, daß der Glaube an Gott und Unsterblichkeit ein eitler, leerer Wahn ist. Darum fort mit der Autorität, nicht bloß mit der himmlischen, sondern auch mit der irdischen! (Bravo!) Weg mit der armseligen Halbheit der wissenschaftlichen Vertreter des Kapitalismus an unsern Universitäten, die den Mut ihrer Überzeugung nicht haben! Unsere Professoren haben uns gelehrt, daß es weder Gott noch Unsterblichkeit gebe. Der Glaube an Gott sei wissenschaftlich unhaltbar, das ist ihre Lehre. Aber sie haben nicht den Mut, die notwendigen Konsequenzen aus ihrer Lehre zu ziehen und jede Autorität, gleichviel welcher Art sie sein möge, über Bord zu werfen. Durch persönliche Vorteile werden sie veranlaßt, sich zu ducken, ihre Überzeugung zu

verbergen und gar das Gegenteil von dem öffentlich zu ſagen, was ſie innerlich glauben und wiſſen! (Rufe: Sehr wahr!)

Die Socialdemokratie, ſo ſchloß Bebel in feierlich pathetiſchem Tone, muß endlich die Menſchheit erlöſen; ſie muß die volle und ganze Freiheit und Gleichheit verwirklichen und alle Menſchen zu einem einigen Volk von Brüdern und Schweſtern vereinigen.

Lautloſe Stille herrſchte während des Vortrags. Aller Augen waren unbeweglich auf den beredten Volkstribun gerichtet. Als er ſeine Rede geendet, brach ein wahrer Beifallsſturm los, der minutenlang anhielt. Dazwiſchen hörte man die Rufe: „Es lebe Bebel! Hoch die Socialdemokratie!"

Alfred hatte Mühe, ſich durch die dichtgedrängte Volksmenge einen Weg ins Freie zu bahnen. Auf dem Heimwege dachte er über das Gehörte nach. Die Rede hatte einen unerwarteten Eindruck auf ihn gemacht. Was er über den Mangel an Offenheit im Ausſprechen ihrer Geſinnung ſeitens der offiziellen Vertreter der Wiſſenſchaft vernommen, ſtimmte vollſtändig mit ſeinen eigenen Beobachtungen in jüngſter Zeit.

Noch tiefern Eindruck machte auf ihn, was Bebel über die Autorität geſagt hatte. In dieſer Beziehung ließ ſich der Bebelſchen Rede die Folgerichtigkeit nicht abſtreiten. Das Wort: Giebt es keinen Gott, ſo giebt es überhaupt keine Autorität mehr, ſchien völlig unleugbar.

Jetzt erinnerte er sich, daß in seiner Heimat der Pfarrer diesen Satz wiederholt von der Kanzel herunter ausgesprochen, allerdings in anderem Zusammenhang und mit andern Folgerungen; um so wahrer schien ihm jetzt dieses Wort. Und da ihn die Professoren an der Universität um seinen Glauben an Gott gebracht hatten, so blieb ihm nichts übrig, als jede Autorität zu verwerfen und Socialdemokrat zu werden. Das verlangte die Konsequenz von ihm. Denn daß die Socialdemokratie wirklich Ernst mache mit der Verwerfung jeder Autorität, daran zweifelte er nach den gehörten Worten Bebels nicht im geringsten.

II.

Von dieser Zeit an besuchte Alfred häufiger die socialdemokratischen Versammlungen. Er hörte der Reihe nach Liebknecht, Auer, Singer, Fischer und andere Wortführer der socialdemokratischen Partei. Immer mehr überzeugte er sich von der Wahrheit des Satzes: ohne Gott keine Autorität. Wer also sagt: kein Gott, der muß auch sagen: keine Autorität. Ni Dieu ni maître.

Er begann wieder eifriger zu studieren, um sich darüber klar zu werden, was die moderne Wissenschaft über die Autorität lehre und wie sie ohne Gott noch an einer Autorität festhalten könne. Er besuchte nicht nur die Vorlesungen von A. Lasson, G. v. Gizycki, Fr. Paulsen u. a., sondern studierte

auch Kant, Fichte und Hegel, um der Sache auf den Grund zu gehen. Aber je mehr er ſtudierte, um ſo mehr ſetzte ſich bei ihm die Überzeugung feſt: ohne Gott kann überhaupt von keiner wahren Autorität mehr die Rede ſein.

Um das letzte Mittel zu verſuchen, beſchloß er, ſich wieder an einen Profeſſor zu wenden; von ihm hoffte er vielleicht noch Klarheit zu erlangen. Profeſſor Dr. G., der wegen ſeiner ſtaunenswerten Gelehrſamkeit bei allen Akademikern im höchſten Anſehen ſtand, ſchien ihm der geeignetſte zu dieſem Zwecke zu ſein.

Er meldete ſich alſo bei demſelben an und wurde auf das freundlichſte empfangen.

Herr Profeſſor, ſo begann Alfred ohne Umſchweife, durch die Vorleſungen an hieſiger Hochſchule habe ich die Überzeugung gewonnen, daß der Glaube an einen perſönlichen Gott und die perſönliche Unſterblichkeit wiſſenſchaftlich unhaltbar iſt.

Sie haben ganz recht, antwortete mit einer gewiſſen überlegenen Würde der Profeſſor, Wiſſenſchaft und Glaube vertragen ſich ebenſowenig als Licht und Finſterniß.

Alfred: Dann muß man aber auch, um folgerichtig zu ſein, jede Autorität verwerfen. Denn, um Ihnen meine Anſicht ganz offen auszuſprechen, ohne Gott giebt es überhaupt keine Autorität; menſchliche Autorität kann nur auf der Autorität Gottes fußen.

Professor: Ohne Gott keine Autorität! Mein lieber junger Freund, das gehört zu den veralteten Weltanschauungen, das ist ein mittelalterlicher Zopf!

Alfred: Das ist es eben, was ich nicht einzusehen vermag. Schon seit vielen Wochen habe ich darüber nachgedacht und studiert, aber je mehr ich darüber nachdenke, um so unmöglicher scheint es mir, vom atheistischen Standpunkt an einer Autorität festhalten zu können.

Professor: Welches sind denn Ihre Bedenken? Sprechen Sie sich ganz offen aus.

Alfred: Ich bin Ihnen sehr verbunden für diese gütige Erlaubnis, Herr Professor, und werde vollen Gebrauch davon machen. Um Ihnen meine Schwierigkeit ganz klar darzulegen, muß ich mit dem Begriff der Autorität beginnen. Unter Autorität denke ich mir das Recht, andern zu befehlen, so daß diese andern verpflichtet sind zu gehorchen. Ist diese Auffassung richtig?

Professor: Man kann damit einverstanden sein.

Alfred: Dieses vorausgesetzt, schließe ich so: Autorität ist das Recht, andern zu befehlen, so daß sie verpflichtet sind zu gehorchen. Nun aber giebt es ohne Gott kein Recht. Also giebt es auch ohne Gott keine Autorität.

Professor: Ei, warum nicht gar! Man sieht, daß Sie noch in verrosteten Anschauungen befangen und sich noch nicht klar geworden sind über die Grundbegriffe des modernen

Rechts. Der Staat iſt die letzte und höchſte Quelle alles Rechts. Das iſt die übereinſtimmende Anſicht unſerer großen Rechtslehrer, eines Kant, Stahl, Trendelenburg, Ihering, E. v. Hartmann u. ſ. w. Ich empfehle Ihnen ganz beſonders, fleißig die Vorleſungen meines Kollegen und Freundes Ad. Laſſon zu beſuchen, der wird Ihnen die richtigen Rechtsbegriffe beibringen. Weil ich gerade ſein Hauptwerk zur Hand habe, ſo will ich Ihnen eine Stelle daraus vorleſen: „Das Recht", ſo ſagt er z. B., „iſt ſeinem Begriffe nach der Wille des Staates, ſofern derſelbe ſich in der Form allgemeiner Beſtimmungen für das Handeln ausdrückt. Es giebt daher nur eine eigentliche Rechtsquelle, nämlich eben den Willen des Staates."[1] Fragend ſchaute der Profeſſor nach Vorleſung dieſer Stelle unſern Studioſus an.

Geſtatten Sie mir eine Gegenfrage, Herr Profeſſor, antwortete dieſer. Wenn der Staat die einzige eigentliche Rechtsquelle iſt, kann dann ein vom Staate erlaſſenes Geſetz jemals ungerecht ſein?

Profeſſor: Kein Staatsgeſetz kann ungerecht ſein. Was der Staat will und mit ſeiner Gewalt durchſetzt, iſt recht. Das Gegenteil behaupten iſt der Frevel der Revolution, wie ſchon Stahl geſagt hat.

---

[1] Laſſon, Syſtem der Rechtsphiloſophie (1882) S. 412.

Alfred: So muß man folgerichtig sagen, wenn der Staat die einzige oder letzte Rechtsquelle ist. Aber damit kommt man, scheint mir, in nicht geringe Schwierigkeiten. Setzen wir einmal den Fall, die Socialdemokraten erhielten die Mehrheit im Reichstage und im Bundesrate und erließen nun folgendes Gesetz:

§ 1. Das Privateigentum an Produktionsmitteln ist abgeschafft; alle Produktionsmittel gehen von heute an in das ausschließliche Eigentum der Gesamtheit über. Wer es fernerhin wagt, öffentlich für das Privateigentum an Produktionsmitteln einzutreten, sei es schriftlich oder mündlich, wird mit dem Tode oder mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren bestraft.

§ 2. Die Ehe als öffentliche Einrichtung mit allen darauf bezüglichen Gesetzen und Verordnungen ist abgeschafft. Sie ist fortan als Privatsache zu betrachten, in die sich kein öffentlicher Funktionär einzumischen hat. Vielweiberei ist gestattet.

§ 3. Die Universitätsprofessoren als anerkannte Anhänger des Kapitalismus und Feinde des Socialismus sollen erschossen oder aufgeknüpft werden, wenn sie nicht innerhalb 14 Tagen das socialdemokratische Glaubensbekenntnis ablegen.

§ 4. Wer öffentlich oder geheim gegen obige Gesetze murrt oder protestiert, soll als verdächtig ins Gefängnis geworfen und nach dem Ermessen des Richters mit dem Tode oder mit Zuchthaus bestraft werden.

Ich frage nun: Wäre ein derartiges Gesetz gerecht?

Professor: Ein solch absurdes Gesetz wird nie erlassen werden. Das sind Hirngespinste, um die man sich nicht zu kümmern braucht.

Alfred: Ich gebe zu, daß der Erlaß eines solchen Gesetzes für die nächste Zukunft nicht sehr wahrscheinlich ist; unmöglich ist er nicht und für spätere Zeiten nicht einmal ganz unwahrscheinlich. Die haarsträubenden Gesetze, die in der französischen Revolution oft in wenigen Stunden geschmiedet wurden, zeigen uns, was alles möglich ist. Ich setze also den Fall, ein solches drakonisches Gesetz werde erlassen, wäre es gerecht?

Professor: Es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit.

Alfred: Aber Sie haben ja eben gesagt, ein Staatsgesetz könne nie ungerecht sein?

Professor: Alles muß richtig verstanden werden. Wenn ich behauptete, ein Staatsgesetz könne nie ungerecht sein, so gilt das natürlich nur von Gesetzen, die mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein nicht im offenen Widerspruch stehen.

Alfred: Danach wäre also das allgemeine Rechtsbewußtsein eine höhere Rechtsnorm als das Staatsgesetz, eine Rechtsnorm, der die Staatsgesetze nicht widersprechen dürfen, ohne aufzuhören, gerecht zu sein?

Professor: Freilich.

Alfred: Damit ist aber zugegeben, daß der Staat nicht die einzige und höchste Rechtsquelle ist; daß er sich vielmehr

nach Rechtsgrundsätzen richten muß, die er nicht selbst aufgestellt hat.

Professor: Nun ja, ich will zugeben, daß, genauer gesprochen, das allgemeine Rechtsbewußtsein die letzte und höchste Quelle des Rechts ist.

Alfred: Was soll ich unter allgemeinem Rechtsbewußtsein verstehen?

Professor: Nichts anderes als die allgemeine Volksüberzeugung in Bezug auf das, was recht und unrecht ist.

Alfred: Die allgemeine Volksüberzeugung? Was gehört zu einer allgemeinen Volksüberzeugung? Ist dazu erforderlich, daß alle Glieder eines Volkes dieselbe Überzeugung haben?

Professor (zögernd): Jawohl.

Alfred: Dann erlaube ich mir, wieder zurückzukommen auf das Beispiel des schon erwähnten Gesetzes der Socialdemokraten gegen die Universitätsprofessoren. Sie haben selbst zugegeben, ein solches Gesetz wäre eine schreiende Ungerechtigkeit. Widerspräche nun dasselbe der Überzeugung aller im Staate?

Professor: Die Socialdemokraten würden allerdings anderer Ansicht sein, aber die können nicht in Betracht kommen, weil sie sich außerhalb der Rechtsordnung stellen.

Alfred: Außerhalb welcher Rechtsordnung?

Professor: Nun, außerhalb der bestehenden, geltenden Rechtsordnung.

Alfred: Aber, entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor, mit dieſer Antwort bewegen wir uns in einem fehlerhaften Kreiſe. Die beſtehende Rechtsordnung kann offenbar nur die von der höchſten Staatsgewalt erlaſſenen Geſetze bedeuten. Nun aber haben Sie zuerſt geſagt, dieſe Geſetze müßten, um gerecht zu ſein, mit der allgemeinen Rechtsüberzeugung übereinſtimmen, und jetzt behaupten Sie wieder, dieſe Rechtsüberzeugung müſſe ſich nach den beſtehenden Geſetzen richten. Da wäre alſo wieder das Staatsgeſetz die höchſte Rechtsnorm, und doch haben Sie ſelbſt eben dies als unrichtig anerkannt.

Profeſſor (etwas gereizt): Das ſind dialektiſche Kunſtreitereien. Sie ſpintiſieren, junger Herr. Übrigens muß ich für heute unſere Unterredung unterbrechen, da mich notwendige Geſchäfte anderswohin rufen.

III.

Die ziemlich unzarte, faſt barſche Art der Entlaſſung zeigte unſerem Alfred zur Genüge, daß ſich der Herr Profeſſor auf unſicherem Boden fühlte und, um Unannehmlichkeiten auszuweichen, gerne alle weitern Erörterungen abgebrochen hätte. Aber Alfred ließ ſich nicht entmutigen und beſchloß, ein paar Tage ſpäter ſein Glück beim Herrn Profeſſor noch einmal zu verſuchen. Die Angelegenheit war ihm zu wichtig, um ſie unvollendet liegen zu laſſen. Er wollte um jeden Preis zur Klarheit gelangen.

Sie entschuldigen, Herr Professor, so begann Alfred bei seinem zweiten Besuche, daß ich Sie noch einmal wegen der Angelegenheit belästige, derentwegen ich schon neulich hier war. Ich bitte meine Zudringlichkeit zu entschuldigen, denn es handelt sich um eine Frage, an der mir sehr viel gelegen ist und in der ich um jeden Preis mir Klarheit und Sicherheit verschaffen möchte.

Ich will Ihnen diesmal, wenn Sie erlauben, meine Schwierigkeit von einer andern Seite vorlegen. Es scheint mir nämlich, ohne Gott gebe es keine Autorität, weil es ohne Gott keine Gewissenspflicht geben kann. In unserer letzten Unterredung sagten Sie, Herr Professor, der Staat oder die allgemeine Volksüberzeugung sei die letzte Quelle und höchste Norm des Rechts. Das setzt aber voraus, ich sei verpflichtet, dem Staat oder der allgemeinen Volksüberzeugung zu gehorchen. Denn dem Recht auf der einen Seite entspricht immer eine Pflicht von der andern Seite. Ich frage nun, wer verpflichtet mich, dem Staat oder der allgemeinen Volksüberzeugung zu gehorchen?

Professor: Der Wille des Staates oder das Staatsgesetz.

Alfred: Aber woher nimmt denn der Staat das Recht, mich zu verpflichten? Wenn jemand zu mir kommt und mir etwas befiehlt, so bin ich befugt, zu fragen: Woher hast du das Recht, mir zu befehlen? oder: Wer verpflichtet mich, dir zu gehorchen? Das Gleiche gilt auch in Bezug auf den Staat.

Schon bevor der Staat das erste Gesetz erlassen konnte, mußten die Unterthanen die Pflicht haben, seinen Gesetzen zu gehorchen. Wenn diese nicht schon vor dem ersten Gesetze des Staates überzeugt sind, daß sie den Staatsgesetzen Gehorsam schulden, so wird kein Staatsgesetz je sie verpflichten können. Der Staat kann mir ja drohen, mich zwingen, aber bewirken, daß ich mich verpflichtet halte, das kann er nie und nimmer. Ich frage nun, woher kommt diese allgemeine Pflicht der Unterthanen, den Staatsgesetzen zu gehorchen?

Professor: Sie werden doch nicht bestreiten wollen, daß es eine Vernunftforderung ist, den Staatsgesetzen zu gehorchen?

Alfred: Ganz gewiß nicht. Indessen, ich sehe nicht, wie man vom atheistischen Standpunkt mit Hilfe dieses Princips eine wahre Gewissenspflicht zu stande bringen kann.

Professor: Das ist wunderbar! Sie geben zu, es sei eine Vernunftforderung, den Staatsgesetzen zu gehorchen, und wollen dann doch die Möglichkeit bestreiten, mit Hilfe dieses Grundsatzes die Pflicht der Unterthanen zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze zu begründen!

Alfred: Ich bestreite bloß, daß man vom atheistischen Standpunkt aus mit diesem Grundsatz eine wahre Verpflichtung begründen könne. Nach der Lehre des Christentums sind die Forderungen der praktischen Vernunft, z. B.

die Forderung des Gehorsams gegen die rechtmäßige Obrigkeit, Gebote Gottes; es sind Vorschriften, die der Schöpfer mit allgemeinen Zügen in das Herz eines jeden Menschen eingegraben. Diejenigen, die am Christentum festhalten, erklären sich darüber folgendermaßen. Sie sagen: mit derselben Klarheit, mit der wir erkennen, daß viele Handlungen der richtigen Ordnung des vernünftigen Menschen entsprechen oder widersprechen, erkennen wir auch den Willen des Schöpfers und Ordners aller Dinge, daß der Mensch die ihm geziemende Ordnung einhalte. Diese Vernunftforderungen verpflichten uns also, weil sie uns den Willen unseres Schöpfers und Herrn verkünden. So sagen die Christen. Da wir uns aber, gestützt auf die moderne Wissenschaft, gegen den Glauben an Gott entschieden haben, so können wir uns nicht auf den Willen Gottes berufen. Und von diesem Standpunkt sehe ich wirklich nicht, wie man noch von einer wahren Gewissenspflicht reden kann.

Professor: Zur Verpflichtung genügt doch wohl die Erkenntnis, daß das eine Verhalten vernünftig, das andere unvernünftig ist. Sobald ich das erkenne, sagt mir die Vernunft sofort, ich solle das eine thun, das andere lassen.

Alfred: Die Einsicht in die Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit eines Verhaltens genügt noch nicht, um mich wahrhaft zu verpflichten. Warum bin ich denn verpflichtet, immer vernünftig zu handeln?

Professor: Das ist doch klar: jeder Mensch soll sich von der Vernunft leiten lassen.

Alfred: Warum?

Professor: Weil das Gegenteil unvernünftig ist.

Alfred: Aber warum darf ich mich denn nicht zuweilen unvernünftig betragen? Man kann mir sagen, mein Benehmen sei unedel, unschön, unordentlich, alles, was man will. Aber warum bin ich verpflichtet, immer der Vernunft zu folgen? Wenn es mir z. B. gefällt, mich in Gegenwart anderer auf den Kopf zu stellen, so kann man mir sagen: ich handle dumm, unschön, unästhetisch u. s. w.; aber ich frage: warum darf ich das nicht thun, wenn es mir nun einmal zur Abwechslung beliebt? Ganz dasselbe gilt von allen Vorschriften der Vernunft, wenn es keinen Gott giebt und der Mensch sein eigener unumschränkter Herr ist. Setzen wir den Fall, ein Atheist, der weder an Gott noch an Unsterblichkeit glaubt, entschließt sich, dem Kummer und Verdruß, unter denen er schwer leidet, dadurch zu entgehen, daß er sich dem Trunke ergiebt oder mit Gift oder einem Pistolenschuß seinem Leben eine Ende macht. Wie kann man einen solchen Menschen überzeugen, daß er verpflichtet sei, anders zu handeln, oder daß er etwas schwer Strafbares begehe?

Professor: Er verletzt das Gebot der Vernunft und dadurch seine eigene Menschenwürde. Ich rate Ihnen, studieren Sie Kant. Von diesem genialen Denker werden Sie

erfahren, daß die Vernunft nomothetisch und autonom ist. Sie ist sich selbst Gesetz und verpflichtet sich selbst, und zwar unbedingt, durch den kategorischen Imperativ.

Alfred: Der kategorische Imperativ! Ja, Herr Professor, ich beschäftige mich schon seit längerer Zeit mit Kant und habe auch Vorlesungen über seine Moral gehört, aber je mehr ich darüber nachdenke, um so klarer wird es mir: der kategorische Imperativ ist ein Notbehelf in großer Verlegenheit, wenn nicht gar ein asylum ignorantiae.

Professor: Das ist ja eine Beschimpfung unseres größten Denkers.

Alfred: Nicht doch. Kant selbst hat ja eingesehen, daß er mit dem kategorischen Imperativ am Ende seines Witzes angekommen sei. Er behauptet allerdings: Die Vernunft sagt mir: „Du sollst"; sie verpflichtet mich. Aber wie kann denn meine Vernunft mich verpflichten? Die Verpflichtung wurzelt ja immer im Willen des Gesetzgebers. Jedes Gesetz ist der Ausdruck eines gebietenden Willens: Sic volo, sic iubeo! Ist nun dieser Wille, der mich durch meine Vernunft verpflichtet, mein eigener Wille? Unmöglich. Denn wir fühlen ja, daß wir durch das Gesetz sehr oft gegen unsern Willen gebunden sind. Die Verpflichtung tritt uns als eine unserem Willen aufgenötigte entgegen, der wir uns nicht entziehen können. Sie kann also nicht von uns herrühren.

Kant selbst fühlte diese Schwierigkeit und wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß er zu einer unerklärlichen Nötigung seine Zuflucht nahm. „Wie reine Vernunft praktisch sein könne, das zu erklären, dazu ist alle menschliche Vernunft unvermögend.“ „So begreifen wir zwar nicht die praktische unbedingte Notwendigkeit des moralischen Imperativs, wir begreifen aber doch seine Unbegreiflichkeit.“ [1] Das sind Kants eigene Worte. Aber mit dieser bequemen Ausrede der Unbegreiflichkeit wird sich niemand zufrieden geben, welcher der Sache auf den Grund gehen will. Und selbst wenn man eine solche Ausrede wollte gelten lassen, was brauche ich mich im praktischen Leben um diesen unerklärlichen Imperativ zu kümmern?

Ich komme also auf meine Behauptung zurück. Ohne Gott giebt es keine wahre Pflicht, folglich auch kein wahres Recht, und da jede Autorität ein Recht ist, auch keine wahre Autorität. Giebt es keinen Gott, so kann man mich vielleicht mit Gewalt zwingen oder überlisten oder durch mein eigenes Interesse zu etwas bewegen, aber mich gegen meinen Willen verpflichten, das kann man nie und nimmer.

Professor: Einen Punkt haben wir noch übersehen, der vielleicht geeignet ist, die Unhaltbarkeit Ihrer Behauptung

---

[1] Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (W.W. Ausgabe Hartenstein) IV, 93.

darzuthun. Wenn ich früher äußerte, die Volksüberzeugung sei die letzte Quelle des Rechts, so hätte ich genauer sagen sollen, der Volkswille sei die letzte Quelle des Rechts, und zwar nicht der Wille des heute lebenden Volkes, sondern der Wille derjenigen, die den Staat durch einen Vertrag gegründet haben.

Alfred: Danach wäre also der Gesellschaftsvertrag, durch den der Staat entstanden ist, die letzte Rechtsquelle?

Professor: Ganz richtig.

Alfred: Wenn ich recht verstehe, wären Sie mithin ein Anhänger der Theorie Rousseaus?

Professor: Der Grundgedanke meiner Ansicht findet sich allerdings schon bei Rousseau, aber mit der künstlichen Art und Weise, wie sich der Franzose den contrat social denkt, habe ich nichts zu schaffen. Ich nehme einfach an, daß durch den Gesellschaftsvertrag jeder einen Teil der Autorität über sich auf den Staat überträgt. Wenn der Staat einmal im Besitze der Autorität ist, können ihm die später durch Geburt oder Einwanderung Hinzukommenden dieselbe nicht mehr rauben.

Alfred: Allerdings, wenn der Staat einmal im Besitz der Autorität ist! Aber mir scheint: vom atheistischen Standpunkt konnten die ersten Gründer des Staates diesem nicht einmal über ihre eigene Person wahre Autorität verleihen, also noch viel weniger über andere.

Professor: Jeder konnte doch teilweise das Verfügungsrecht über sich selbst für immer an den Staat übertragen und sich dadurch selbst binden!

Alfred: Wenn Sie das natürliche, von Gott allen Menschen ins Herz geschriebene Sittengesetz voraussetzen, ja, sonst aber nicht.

Professor: Sie müssen doch zugeben, daß ich mein eigener Herr bin und mich, wenn ich will, einem andern unterwerfen kann. Dazu braucht es kein göttliches Gesetz.

Alfred: Sie können sich freiwillig einem andern unterwerfen, solange Sie wollen; sich verpflichten, ihm zu gehorchen, das können Sie nicht, wenn Sie nicht schon das natürlich-göttliche Sittengesetz voraussetzen.

Professor: Wenn ich jemand zu gehorchen verspreche, so bin ich nachher zum Gehorsam verpflichtet, unabhängig von Gott und natürlichem Sittengesetz.

Alfred: Das ist meines Erachtens ein Irrtum. Mit demselben Rechte, mit dem Sie das Versprechen geben, können Sie dasselbe nachher lösen, sobald Sie wollen. Woher sollte denn das Versprechen die Kraft erhalten, Sie gegen Ihren Willen für immer zu binden? Wenn man das natürliche Sittengebot, welches befiehlt, die Verträge zu halten, nicht voraussetzt, kann man sich durch kein noch so feierliches Versprechen im Gewissen verpflichten. Mit demselben Rechte, mit dem ich das Versprechen gegeben, kann ich es nachher wieder beliebig zurücknehmen.

Professor: Es ist aber doch eine Vernunftforderung, daß man das einmal gegebene Versprechen halte!

Alfred: Vernunftforderung? Ich habe ja schon gezeigt, daß vom atheistischen Standpunkt die bloße Vernunftforderung keine wahre Gewissenspflicht erzeugen kann. Vom Standpunkte des Gottesleugners kann die Vernunftforderung höchstens bedeuten: es ist unvernünftig, unedel, gegen die Würde des Menschen, sein Versprechen nicht zu halten. Aber was richtet man damit aus, namentlich bei der großen Masse der Menschen? — Übrigens — und damit komme ich auf den Ausgangspunkt unserer Unterredung zurück — selbst wenn man zugeben wollte, die ersten Gründer des Staates hätten diesem Autorität über ihre eigene Person geben können; über andere konnten sie ihm absolut keine Autorität verleihen. In der That, woher nahmen sie denn das Recht, uns, ihre Nachkommen, für alle künftigen Zeiten zu verpflichten? Woher kommt uns die Pflicht, ihren Willen zu respektieren? — Kurz: entweder glaubt man an Gott und sein Sittengesetz — oder man bekommt in alle Ewigkeit keine wahre Gewissenspflicht zu stande.

Professor: Es ist aber doch unleugbar, daß das Gesamtwohl die Unterwerfung der einzelnen Bürger unter die Staatsgesetze notwendig fordert.

Alfred: Ganz gewiß, ohne Gehorsam gegen die Staatsgesetze kann kein Staatswesen bestehen. Aber was verpflichtet

mich denn, mich überhaupt um das Staatswohl zu kümmern oder gar das Gesamtwohl meinem Privatvorteil vorzuziehen? Wenn ich meinen Privatvorteil durch Verletzung der Staatsgesetze besser erreiche, warum sollte ich dieselben nicht übertreten dürfen?

Professor: Die Mehrzahl oder gar die Gesamtheit verdient doch unstreitig den Vorzug, und ihr Wohl ist höher zu achten als das Wohl eines einzelnen!

Alfred: Zweifellos, aber daraus, daß etwas besser ist oder edler oder vernünftiger, folgt noch nicht, daß ich *verpflichtet* sei, es vorzuziehen. Ich bin mir der Nächste und mein eigener Herr, ich kann also thun, was ich will. Gefällt es mir, das Gesamtwohl über mein Privatinteresse zu setzen, so ist es gut; wenn es mir aber besser gefällt, ohne Rücksicht auf die Gesamtheit meinen Privatvorteil zu suchen, so hat niemand das Recht, mich zur Rechenschaft zu ziehen oder überhaupt sich in meine Angelegenheiten einzumischen. Einen Gott, der alle richtet, giebt es ja nicht; das sagen Sie selbst Herr Professor; eine Vergeltung im Jenseits giebt es mithin auch nicht. Ich kann deshalb thun, was mir gefällt. Die andern mögen Zwang gegen mich in Anwendung bringen, aber bewirken, daß ich mich für *verpflichtet* erachten sollte, ihren Willen dem meinigen vorzuziehen, das können sie nie und nimmer. Was haben diese atmenden Staubhaufen mir zu befehlen? Giebt es keinen Gott, so ist jeder

Menſch völlig ſein eigener Herr. Sein Wille iſt ſein höchſtes Geſetz, und ſeine Macht iſt ſein Recht.

Damit wurde die Unterredung abgebrochen. An dem erregten, etwas ärgerlichen Tone, mit dem der Profeſſor gegen Ende des Geſpräches die an ihn gerichteten Fragen beantwortete, erkannte Alfred deutlich, daß ſich derſelbe am Ende ſeines Lateins befinde, und daß weitere Aufklärungen von ihm nicht zu erwarten ſeien. Er empfahl ſich alſo und ſuchte auf dem Heimwege noch einmal das Gehörte zuſammenzufaſſen.

Als Ergebnis aller Erörterungen ſtand klar die Erkenntnis vor ſeiner Seele: ohne Gott giebt es keine wahre Autorität; ohne Gott iſt jeder Menſch ſein eigener und höchſter Herr, der thun kann, was ihm beliebt. Man kann ihn mit Gewalt zwingen, etwas gegen ſeinen Willen zu thun, aber ihn verpflichten, das kann man nie und nimmer. Bebel hat recht: giebt es keine himmliſche, ſo giebt es auch keine irdiſche Autorität. Im Grunde iſt das nur eine freie Überſetzung des Pauliniſchen Ausſpruchs: „Es giebt keine Gewalt außer von Gott.“ Es iſt nur eine oberflächliche Halbheit, wenn unſere Gelehrten das Daſein Gottes leugnen und dann doch noch von Autorität und Gewiſſenspflicht reden.

IV.

Bald nach der obigen Unterredung trat Alfred förmlich zur ſocialdemokratiſchen Partei über. Was ihn hauptſächlich

zu dieſem Schritte bewog, war die Überzeugung, daß dieſe Partei allein vom atheiſtiſchen Standpunkte ſich konſequent bleibe und den Mut ihrer Anſicht habe. Was Liebknecht ſchon auf dem Parteitage zu Halle geſagt: „Unſere Partei leugnet alle Autorität, im Himmel und auf Erden", das hatte er ſeither auch von Bebel und von andern Führern der Socialdemokraten gehört, und das allein erſchien ihm vom ungläubigen Standpunkt als folgerichtig, und damit war ihm ſein Verhalten klar genug vorgezeichnet.

Die guten Eltern Alfreds, beſonders ſeine chriſtliche, fromme Mutter, hätten ſich zu Tode gegrämt, wenn ſie gewußt, wie es mit ihrem Sohne ſtehe. Er, der ihr Stolz und ihr Troſt war und einſt im Alter ihre Stütze werden ſollte, war jetzt ein Socialdemokrat! Allein ſie hatten keine Ahnung von dem, was inzwiſchen aus ihrem Liebling an der Univerſität geworden.

Nach Ablauf des erſten Semeſters hatte er nach Hauſe geſchrieben, er müſſe notwendig in Berlin bleiben, um einige Fächer privatim zu ſtudieren und Lücken in ſeinen Kenntniſſen auszufüllen; alles gehe gut, ſie ſollten nur das nötige Geld ſchicken.

Nur ungern willigten die Eltern in dieſen Entſchluß Alfreds. Gar zu gern hätten ſie ihn in den Ferien bei ſich geſehen. Doch ſie wollten freudig auch dieſes Opfer für ihren Sohn bringen.

Am Ende des zweiten und dritten Semesters entschuldigte sich Alfred wieder in ähnlicher Weise. Nun wurden die Eltern zwar etwas unruhig und mahnten ihn dringend, doch ja für einige Zeit wieder nach Hause zu kommen; aber daß er den Glauben verloren habe und Socialdemokrat geworden sei, daran dachten sie auch nicht im entferntesten.

Inzwischen schritt Alfred rasch auf der einmal betretenen Bahn weiter. Er besuchte jetzt häufig die socialdemokratischen Versammlungen. Bebel und Liebknecht wurden bald auf den jungen talentvollen Mann aufmerksam und suchten ihn vollends für ihre Partei zu gewinnen. Der strebsame Akademiker ließ sich vortrefflich als Agitator verwenden. Auf ihren Wunsch trat er auch mehrmals als Redner in socialdemokratischen Versammlungen auf.

Genossen, so sagte er einmal unter anderem in einer solchen Versammlung, die moderne Wissenschaft hat uns gelehrt, daß wir keinen Gott brauchen, daß vielmehr die Welt sich nach ihren eigenen, immanenten Gesetzen bewegt und entwickelt. Das ist die Lehre, die ich an der Universität von den berufenen Vertretern der modernen Wissenschaft gelernt, und die an allen deutschen Universitäten, diesen Hochburgen menschlicher Weisheit und Wissenschaft, vorgetragen wird. Das ist also das feststehende Resultat der modernen Wissenschaft: es giebt keinen Gott. (Bravo!)

Dann fuhr er mit gehobener Stimme fort: Giebt es aber keinen Gott, dann giebt es auch keine Autorität mehr! Iſt der Name Gottes ein leerer Wahn, dann hat niemand mehr das Recht, ſich über mich zu erheben und ſich eine Herrſchaft über mich anzumaßen, dann ſind wir alle gleich und alle frei. (Bravo!)

Die zünftigen Vertreter der modernen Wiſſenſchaft wagen es nicht, die notwendige Folgerung aus ihrer Lehre zu ziehen. Sie ſuchen um perſönlicher Vorteile willen ihre Überzeugung zu verheimlichen oder durch allerlei künſtliches Phraſenwerk zu verſchleiern. (Sehr richtig!)

Wir Socialdemokraten allein wagen es, der feigen Heuchelei die Maske herunterzureißen und offen und frank jede Autorität zu verwerfen. Bei uns giebt es weder Obrigkeit noch Untergebene, weder Herr noch Knecht. (Lebhafter Beifall.) Wir Socialdemokraten allein ſind deshalb die Partei der wahren Freiheit und Gleichheit. Darum nieder mit der Autorität, nieder mit der Knechtſchaft in jeder Form; hoch die revolutionäre Socialdemokratie! (Stürmiſcher Beifall.)

Von allen Seiten drängten ſich die ſocialdemokratiſchen Führer heran, um dem jungen Redner die Hand zu drücken und ihm ihre Anerkennung für ſeine gelungene oratoriſche Leiſtung auszuſprechen. Bebel insbeſondere beglückwünſchte unſern Alfred auf das herzlichſte ob ſeiner herrlichen Rede. Dieſelbe verrate, fügte er mit freundlichem Lächeln hinzu,

mehr als gewöhnliches Talent für volkstümliche Beredsamkeit und berechtige zu den schönsten Hoffnungen auf diesem Gebiete.

Alfred schlürfte natürlich mit vollem Behagen das ihm von allen Seiten gespendete Lob und fühlte sich namentlich wegen der Anerkennung aus Bebels Munde besonders geschmeichelt. Bebel galt ihm nahezu als das Ideal eines folgerichtigen, unerschrockenen und redegewaltigen Volkstribuns. Er beschloß deshalb, sich mit Eifer auf das Gebiet der Volksberedsamkeit zu verlegen. Von nun gehörte er mit ganzer Seele der socialdemokratischen Partei an und wurde selbst ein einflußreiches Mitglied derselben.

Einmal wurde er sogar zu einem großen Diner eingeladen, welches die hervorragendsten Mitglieder der socialdemokratischen Fraktion des Reichstages bei H. Dressel unter den Linden veranstalteten. Es ging auf demselben hoch her, und der Champagner floß reichlich.

Nach aufgehobener Tafel wurde bei einer köstlichen Bowle und einer feinen Havanna eine Interpellation besprochen, welche die socialdemokratische Fraktion wegen des Notstandes der Arbeiter an die Regierung richten wollte. Die Ehrenrolle eines Wortführers der notleidenden Arbeiter bei dieser Gelegenheit wurde H. Singer zugedacht.

Doch dieser lehnte bescheiden ab. Er fürchtete, es möchte auf die Außenstehenden einen etwas befremdlichen Eindruck machen, wenn er, der als Millionär gelte und an seinem

Leibe keinen Notſtand verrate, über die Notlage der Arbeiter Klage führe.

Die Anweſenden wollten zwar die Ausrede nicht gelten laſſen. Dieſelbe Einwendung, meinten ſie, ließe ſich gegen faſt alle Mitglieder der Fraktion geltend machen. Es handle ſich hier um eine ganze Partei, bei der das einzelne Individuum nicht in Betracht komme. Übrigens ſei H. Singer über den Verdacht ſelbſtſüchtiger Abſichten himmelhoch erhaben. Doch kam man ſchließlich überein, daß der allzeit ſchlagfertige Genoſſe Liebknecht die Begründung der Interpellation übernehmen ſolle. Dann leerte man noch ein Glas auf die revolutionäre Socialdemokratie und trennte ſich in gehobener Stimmung, um ſich auf die demnächſtige Notſtandsdebatte vorzubereiten.

Drittes Kapitel.

Bei den Anarchisten.

„Non est pax impiis, dicit Dominus Deus.“
„Die Gottlosen haben keinen Frieden, spricht Gott, der Herr.“ (Is. 57, 21.)

I.

Der Eindruck, den Alfred von dem socialdemokratischen Gelage bei H. Dressel mit sich nahm, war nichts weniger als günstig. Es stieß ihn ab, daß dieselben Männer, die immer die Worte Gleichheit, Brüderlichkeit und Volkswohl im Munde führten, und die beständig so laut über die Not des Arbeiters klagten, sich wohl hüteten, ihren Überfluß den Genossen mitzuteilen; ja daß sie zur selben Zeit, wo sie über den Notstand jammerten, lukullische Gastmähler veranstalteten und sich an Sekt und Rheingold gütlich thaten.

Unwillkürlich dachte er an die Spottverse, mit denen ein socialistischer Dichter die Wohlthätigkeit gewisser Kapitalisten verhöhnte:

„Zu lindern der Bedrängten Weh
Ergreift sie menschliches Erbarmen,
Sie geben jährlich ein Diner
Und trinken auf das Wohl der Armen."

Es sollte aber noch besser kommen. Nicht lange nach dem erwähnten Festessen fand eine socialdemokratische Versammlung statt, in welcher das Thema: „die Religion ist Privatsache", zur Verhandlung kam. Die Versammlung war zahlreich besucht, auch von Frauen aus verschiedenen Ständen.

Eine derselben, ein wahres Prachtexemplar eines Hausdrachen (Draco domesticus — Linné), hatte den Antrag eingebracht, diese Stelle aus dem socialdemokratischen Parteiprogramm zu streichen. Die Socialdemokratie, so führte sie zur Begründung ihres Antrages mit kreischender Stimme und monotoner Deklamation aus, hat mit der Religion nichts zu schaffen, ja sie ist die Feindin jeder Religion. Die Religion ist eine Verdummungsanstalt, die den Menschen zum Sklaven macht. Die Religion hat die Inquisition geschaffen; sie hat die Wiener Bluthochzeit veranstaltet und das Rote Meer mit Blut gefärbt. (Heiterkeit, Bravo!) Sie muß deshalb ausgerottet werden. (Beifall.)

Ein wohlbeleibter Brauergeselle mit roter Nase, feistem Gesicht und einer furchtbaren Stentorstimme unterstützte den Antrag. Er erging sich in rohen Schimpfereien auf Religion und Pfaffen. Immer haben die Pfaffen das Volk aus-

gesogen, um sich selbst zu mästen, so schrie er in die Versammlung hinein; heute sind sie, um ihren Vorteil zu finden, in den Dienst des Kapitalismus, des Geldsackes getreten; sie sind Anbeter des goldenen Kalbes geworden. Drum weg mit Religion und Pfaffen! Erst dann sind wir frei, wenn der letzte Pfaff und der letzte Kapitalist am Galgen baumeln.

Es folgte nun eine wüste, tumultuarische Debatte, in welcher die einen die andern an rohen, gehässigen Ausfällen gegen Religion und Pfaffen zu überbieten suchten. Je gemeiner und niederträchtiger ein Angriff auf die Religion lautete, um so reichern Beifall erntete er.

Alfred war im höchsten Grade unangenehm davon berührt. Ein solches Benehmen verletzte sein von Natur aus edelgesinntes Herz empfindlich. Zwar hatte er persönlich mit dem Glauben gebrochen, aber er konnte es nicht leiden, daß man in roheſter Weise dasjenige beschimpfte und verhöhnte, was andern wert und heilig war, und was ihm selbst bis vor kurzem als ehrwürdig und heilig gegolten.

Zudem widersprach ein solches Benehmen seinen neuen Grundsätzen. Die gewaltsame Unterdrückung der Religion war eine Verletzung des obersten Princips der Socialdemokratie. Diese verwirft jede Autorität und erklärt das Individuum zum unbeschränkten Herrn seiner selbst in jeder, auch in religiöser Beziehung. Er glaubte sich verpflichtet, öffentlich gegen das Vorgehen der Versammlung

ſeine Stimme zu erheben, und meldete ſich deshalb zum Wort. Als es ihm endlich nach langer Mühe gelungen war, ſich Gehör zu verſchaffen, begann er:

Werte Genoſſen und Genoſſinnen! Der oberſte Grundſatz der Socialdemokratie iſt der Grundſatz der Freiheit. Wir Socialdemokraten verwerfen jede Autorität und proklamieren die volle und uneingeſchränkte Freiheit des Individuums. Bei uns iſt jeder ſein eigener Herr. (Bravo!) Wenn dem aber ſo iſt, werte Genoſſen und Genoſſinnen! dann müſſen wir auch jedem die volle Freiheit gewähren in jeder Beziehung, auch in Beziehung auf die Religion — (Widerſpruch) —, auch in Beziehung auf die Religion, wiederholte Alfred mit ſcharfem Nachdruck. Wir haben kein Recht, irgend jemand wegen ſeiner Religion zur Rechenſchaft zu ziehen. Die Religion iſt und bleibt Privatſache. (Lebhafter Widerſpruch; Rufe: Grünſchnabel, Pfaffenknecht!) Ich bin kein Pfaffenknecht; ich glaube an keinen Gott (er erſchauderte ſelbſt in ſeinem tiefſten Innern bei dieſem Worte), aber eben deshalb verwerfe ich jede Autorität, auch in Bezug auf die Religion. Die Religion iſt und bleibt Privatſache. (Großer Lärm; Rufe: Schluß! Herunter mit ihm!)

Alfred wollte weiter ſprechen, aber es entſtand ein ſolcher Höllenlärm, daß es ihm unmöglich wurde, ſich verſtändlich zu machen. Ganz verſtimmt verließ er unter Lärm und Ziſchen die Rednerbühne. Das war alſo die vielgerühmte Freiheit,

von der man in socialdemokratischen Kreisen so viel schwatzte. Jeder soll frei und unabhängig sein, rühmt man sich immer, und dann soll man doch in Bezug auf Religion nicht denken und reden dürfen, wie es einem beliebt. Jeder soll gezwungen werden, Atheist zu sein und die Religion zu beschimpfen und zu verfolgen. Nein, das ist eine schmachvolle Tyrannei und eine Inkonsequenz sondergleichen. Giebt es keinen Gott, so giebt es überhaupt keine Autorität mehr; jeder darf thun und glauben, was er will.

Diese öffentliche Niederlage mit dem unrühmlichen Rückzuge war eine arge Enttäuschung für Alfred und kühlte seinen Eifer für die socialdemokratische Sache merklich ab. Doch gab er dieselbe keineswegs auf. Er war gerade im eifrigen Studium der Schriften von Fr. Engels, K. Marx, A. Bebel, W. Liebknecht und K. Kautsky begriffen.

Besonders gefiel ihm das Bebelsche Buch „Die Frau", das ihn noch mehr in seinem Unglauben bestärkte und ihn zugleich mächtig anzog durch seine farbenreichen Schilderungen der Zukunftsgesellschaft. Seine lebhafte Einbildungskraft malte sich die Bebelschen Zukunftspläne in den glänzendsten Farben aus, und sein jugendliches Herz ergötzte sich an den schönen Traumbildern, die diese armselige Erde mit einem Schlag in ein Paradies verwandeln sollten.

Nur ein Punkt in diesem schönen Gemälde blieb ihm dunkel und störte in unangenehmer Weise den Eindruck des-

ſelben. Es war die Frage nach der Autorität im Zukunftsſtaat. Die ganze Produktion ſoll nach der Abſicht der Socialdemokraten planmäßig geregelt werden. Alle Arbeitskräfte, alle einzelnen, heute zerſplitterten und ſich gegenſeitig bekämpfenden Produktionsbetriebe ſollen zu „einem einzigen ungeheuern Staatsbetrieb“ zuſammengefaßt werden, in welchem alles ſich in vollkommenſter Ordnung vollzieht. An die Stelle der Produktionsanarchie mit ihrer Verſchwendung von Arbeitskräften, ihrer Überproduktion und den damit zuſammenhängenden Kriſen ſoll die planmäßige Regelung der geſamten Produktion treten und dieſelbe auf eine bisher ungeahnte Höhe heben. So behauptete Engels, ſo Bebel, ſo Liebknecht, ſo Kautsky.

Bebel behauptete ſogar, die Produktion werde mit Hilfe der ſocialdemokratiſchen Organiſation bei einer geringen Arbeitszeit von zwei bis drei Stunden einen ungeheuern Überfluß an allen Gütern erzeugen. „Die Beſtellung der Felder und ihre Aberntung erfolgt durch maſſenhafte Anwendung von Arbeitskräften unter geſchickter Ausnutzung der Witterung, wie heute nirgends möglich. . . . Obſt- und Gartenkultur werden eine bisher kaum für möglich gehaltene Entwicklung erlangen und ihren Ertrag bedeutend vervielfältigen.“ [1] „Alsdann wird erſt die Menſchheit zu ihrer höchſten Entwicklung

[1] Bebel, Die Frau (18. Aufl.) S. 304.

gelangen. Das ‚goldene Zeitalter', von dem die Menschen seit Jahrtausenden träumten und nach dem sie sich gesehnt, es ist dann gekommen." [1]

Aber wie soll das alles sich verwirklichen lassen *ohne Autorität*? so fragte sich Alfred. Bebel sagt ja selbst: Wir sind gegen alle Autoritäten, die himmlischen sowohl als die irdischen. Wie ist es aber möglich, ohne Autorität alles planmäßig zu ordnen, die Produktion eines großen Gemeinwesens einheitlich und zweckentsprechend zu organisieren und die Produkte gerecht zu verteilen?

Er beschloß also, dem Genossen Bebel persönlich einen Besuch zu machen und ihm seine socialdemokratischen Glaubenszweifel vorzulegen.

II.

Der ehemalige Drechslermeister empfing ihn in seiner Wohnung auf das zuvorkommendste, und bald waren sie in eifrigem Gespräche über die Organisation der socialdemokratischen Zukunftsgesellschaft begriffen.

Wir Socialdemokraten, äußerte Alfred, sind gegen alle Autoritäten, nicht wahr?

Bebel: Gegen alle, gegen die himmlischen sowohl als die irdischen.

---

[1] *Bebel* a. a. O. S. 349.

Alfred: Ich habe immer gesagt: die Leugnung jedweder Autorität sei ein Fundamentalsatz der Socialdemokratie. Daraus aber entsteht für mich eine nicht geringe Schwierigkeit in Bezug auf das socialdemokratische System.

Bebel: Inwiefern?

Alfred: Ich will mich näher erklären. Sehr eingehend habe ich mich in der letzten Zeit mit dem Studium Ihrer Schriften befaßt. Namentlich hat mich Ihr herrliches Werk „Die Frau" außerordentlich interessiert und befriedigt. Nur eine Schwierigkeit ist mir geblieben, die ich Ihnen vorlegen möchte. Wir wollen durch die socialdemokratische Gesellschaftsorganisation die heutige Produktionsanarchie beseitigen, dadurch die Produktion heben und die heutige Ungerechtigkeit in der Verteilung der Güter beseitigen. Alles soll sich einst planmäßig und zweckmäßig vollziehen. Nun sehe ich aber nicht ein, wie es möglich sein soll, eine solche plan- und zweckmäßige Organisation zu verwirklichen, wenn wir absolut keine Autorität dulden wollen.

Bebel: Wir dulden nur jene Autorität, welche jeder einzelne sich durch sein Geschick, seinen Fleiß und Eifer erwirbt, und welche ihm die Genossen aus freien Stücken zuerkennen, solange es ihnen beliebt.

Alfred: Wenn nun aber nicht alle Genossen darin übereinstimmen, wem die Ausarbeitung, Leitung und Durchführung des einheitlichen Produktionsplanes anzuvertrauen

sei? Wenn ferner Meinungsverschiedenheiten entstehen in Bezug auf die Einrichtung der Produktion selbst, was dann?

Bebel: Dann entscheidet einfach die Mehrheit.

Alfred: Und wenn die Minderheit sich weigert, sich dem Entscheide der Mehrheit zu unterwerfen?

Bebel: Eine solche Widersetzlichkeit wird gar nicht vorkommen. Jeder sieht ein, daß freiwillige Unterordnung unter die Beschlüsse der Mehrheit zum Gesamtwohl erforderlich ist, und der rege Gemeinsinn, der alle beseelt, wird jeden antreiben, dieser Erkenntnis zu folgen. Egoismus und Gemeinwohl werden, wie ich das in meinem Buche „Die Frau" dargethan habe, in voller Harmonie sich befinden, ja sich geradezu „decken" [1].

Alfred: Wenn aber jemand sich doch nicht unterwerfen sollte, ja wenn jemand sich Verbrechen zu schulden kommen ließe, z. B. Verleumdung, Totschlag, Ehebruch u. dgl., wer wird ihn aburteilen und strafen?

Bebel: Man kennt in der socialistischen Gesellschaft „weder politische Verbrechen und Vergehen mehr, noch gemeine" [2].

Alfred: Und wer wird die Arbeiten verteilen, z. B. bestimmen, wer Minenarbeiter, Maschinenheizer, Steinklopfer, Pferdeknecht, Kloakenreiniger, Straßenfeger u. dgl. werden solle?

---

[1] Bebel, Die Frau S. 274. [2] Ebd. S. 317.

Bebel: Der Unterschied zwischen höhern und niedern Arbeiten wird fast ganz verschwinden. Unangenehme Arbeiten läßt man durch Maschinen besorgen, z. B. das Stiefelputzen, Straßen- und Kloakenreinigen.

Alfred: Die Maschinen müssen aber doch bedient werden!

Bebel: Nun, soweit überhaupt unangenehme Arbeiten übrig bleiben, werden dieselben freiwillig übernommen. Der Eifer für das Gemeinwohl wird jeden antreiben, es den andern zuvorzuthun. Sollten sich für irgend eine Beschäftigung nicht freiwillige Arbeiter in genügender Anzahl finden, so müssen eben der Reihe nach alle dieselbe übernehmen. Im Socialismus giebt es „keine falsche Scham und keine blödsinnige Verachtung nützlicher Arbeit“ [1].

Alfred: Sollte es denn wirklich nicht möglich sein, daß jemand sich weigerte, bestimmte unangenehme Arbeiten zu übernehmen? oder daß er es überhaupt unerträglich fände, sich seine Arbeit von der Gesamtheit oder den Vorstehern vorschreiben zu lassen? Sollen die Menschen gerne alle widrigen Arbeiten übernehmen, sollen sie gar keine Verbrechen mehr begehen, sollen sie nicht mehr träge sein und jederzeit ihr eigenes Wohl dem Gesamtwohl unterordnen: dann müssen sie ganz anders werden, als sie heute sind. Denn heute fehlt es noch arg an diesen Gesinnungen; ja die Roheit, Selbst-

[1] Bebel a. a. O. S. 291.

ſucht und Genußſucht ſcheint eher in der Zunahme als in der Abnahme begriffen, und die Verbrechen werden immer zahlreicher und raffinierter. Auch unſere Genoſſen ſind mit einem hohen Prozentſatz an allen Arten von gemeinen Verbrechen beteiligt; ſo iſt es z. B. eine Schmach für uns, wenn man in öffentlicher Zeitung ſo oft lieſt, ein Genoſſe ſei mit der Vereinskaſſe durchgebrannt, oder habe ſich grobe Unregelmäßigkeiten zu ſchulden kommen laſſen. Auch berührt es mich oft ſehr unangenehm, wahrzunehmen, wie ſich die Genoſſen gegenſeitig in roher, gehäſſiger Weiſe öffentlich beſchimpfen und ſich die gemeinſten Verbrechen vorwerfen. Selbſt alte, verdiente Genoſſen bleiben nicht verſchont und werden öffentlich mit Kot beworfen.

Bebel (ſeufzend): Das iſt leider nur zu wahr, iſt aber eben die traurige Frucht des Kapitalismus. Laſſen Sie einmal die ökonomiſche Ordnung des Socialismus ſich verwirklichen, und das Angeſicht der Erde wird ſich erneuern.

Alfred: Die Geſchichte ſcheint aber Ihre Hoffnung nicht zu ſtützen. Wie ſehr haben ſich doch die wirtſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe im Laufe der Jahrtauſende geändert, und doch ſind die Menſchen im weſentlichen dieſelben geblieben. Eigennutz und Selbſtſucht ſpielten immer die erſte Rolle. Sollte es in Zukunft anders werden? Jedenfalls können ſich die Menſchen nur in ganz allmählichen, unmerklichen Übergängen innerhalb großer Zeiträume bedeutend verändern.

Sie erwarten aber den großen „Kladderadatsch“ schon für das Ende dieses Jahrhunderts.

Bebel: Nun, um ganz offen meine Meinung zu sagen: im Anfang wird eben eine stramme, revolutionäre Diktatur nachhelfen müssen, um die Widerspenstigen unter das Gesetz der Freiheit zu beugen. Schon Marx hat dies vorausgesagt, und so wird es auch kommen.

Alfred: Da hätten wir also doch wieder eine Autorität, und zwar in der schärfsten und drückendsten Form. Wie können Sie eine solche Autorität vom atheistischen Standpunkt überhaupt und von ihrem eigenen so oft erklärten Standpunkt im besondern rechtfertigen?

Bebel: Rechtfertigen? Wischiwäschi! Dazu braucht es gar keine Rechtfertigung. Meinen Sie, wir würden über solche moralische Zwirnfäden stolpern? Wir thun eben, was nach den Umständen absolut notwendig ist. Das Rechtfertigen können dann unsere Theoretiker besorgen. Das giebt eine schöne Aufgabe für den Genossen Kautsky.

Alfred: Das entspricht aber der Wissenschaft nicht. Sie rühmen sich ja in Ihrem Buche „Die Frau“: „Der Socialismus ist die mit klarem Bewußtsein und voller Erkenntnis auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft.“ [1]

---

[1] Bebel a. a. O. S. 376.

Bebel: Wissenschaft hin und Wissenschaft her! Wir sind vor allem Männer der That, praktische Politiker. Der oberste aller praktischen Grundsätze ist: Thue, was du nicht lassen kannst. Die Principien müssen sich eben den Bedürfnissen unterordnen. Weg mit aller Principienreiterei, die stets die Feindin des Guten war!

In diesem Augenblick wurde dem Genossen Bebel der Besuch seines Freundes Liebknecht angemeldet. Alfred wollte sich zurückziehen, wurde aber ersucht, zu bleiben, da es sich wahrscheinlich um eine Angelegenheit handle, die auch ihn als jungen Agitator interessiere.

III.

In der That war Liebknecht gekommen, um mit seinem Freunde Rücksprache zu nehmen wegen der in der Partei um sich greifenden Disciplinlosigkeit. Die Disciplinlosigkeit, so klagte Liebknecht, ja die förmliche Insubordination hat innerhalb unserer Reihen in der letzten Zeit in einer Weise zugenommen, die für die Zukunft unserer Partei ernste Besorgnisse erregt. Die Autorität der ältern, in den Kämpfen für die gemeinsame Sache ergrauten Genossen wird immer mehr mißachtet. Jeder halbwüchsige, bartlose Junge nimmt sich heraus, die verdienten, erfahrenen Parteihäupter zu tadeln, ihre Maßregeln frech zu kritisieren. Ja selbst grobe Anschuldigungen werden in öffentlichen Versammlungen gegen

Bebel und mich, die wir doch uns für die Partei geopfert haben, geschleudert. Sogar Weiber beteiligen sich an diesem wüsten Treiben.

Diesem Übel, so fuhr er nach einer Pause fort, muß notwendig gesteuert werden, sonst ist es um unsere Partei geschehen. In der jüngsten Zeit hat sich sogar eine eigene Gruppe von jungen Leuten gebildet, die sich die Unabhängigen nennen und, um unsere Autorität zu ruinieren, immer über Tyrannei und Personenkult schreien. Diese Clique arbeitet dem Parteivorstand bald öffentlich bald im geheimen entgegen und durchkreuzt die Thätigkeit der socialdemokratischen Fraktion im Reichstag, wo sie nur kann. Sie spotten sogar offen über unser „Parlamenteln", behaupten, wir strebten nach der Diktatur und bereicherten uns mit stattlichen Gehältern aus den Groschen der Arbeiter. Mir persönlich werfen sie bei jeder Gelegenheit die lumpigen 7200 Mark vor, die ich als Redakteur des „Vorwärts" beziehe: eine Niederträchtigkeit ersten Ranges, wenn man bedenkt, wie uneigennützig ich der Partei von jeher gedient habe.

Fürwahr, es ist mit unserer Autorität und mit aller Zucht in der Partei geschehen, wenn diesem Treiben nicht bald ein kräftiger Riegel vorgeschoben wird. Aber was ist zu thun?

Bebel: Es haben sich anarchistische Elemente in unsere Reihen eingeschlichen. Wir werden keine Ruhe haben, bis es

uns gelingt, dieselben aus unserer Partei hinauszuwerfen. Die Anarchisten sind hirnverbrannte Köpfe. Jeder will thun, was ihm beliebt, ohne sich um die Beschlüsse der Gesamtheit oder die Ansichten der Führer zu kümmern. Mit solchen Grundsätzen kann keine Partei bestehen. Ordnung muß einmal sein. Also hinaus mit diesen unsaubern Elementen!

Liebknecht: Die Frage ist nur, wie sollen wir das bewerkstelligen?

Bebel: Die Sache ist sehr einfach. Wir beraumen nächstens eine große Parteiversammlung an, in der die zuverlässigen Genossen möglichst zahlreich sich einfinden. Einige von den anarchistischen Rädelsführern werden auch dazu eingeladen, und dann werde ich den Ausschluß aller Genossen beantragen, die sich nicht unbedingt den Beschlüssen der offiziellen Parteivertretung unterwerfen. Mein Wahlspruch wird sein: Wer nicht parieren will, muß hinausfliegen. Entweder biegen oder brechen!

Liebknecht: Diese Waffe ist zweischneidig. Es wäre nicht unmöglich, daß die Anarchisten diese Waffe gegen uns gebrauchten, indem sie nun auch ihrerseits Versammlungen ergebener Genossen gegen uns abhalten und tiefgehende Spaltungen in unsern Reihen hervorrufen!

Bebel: Hilft alles andere nicht mehr, so können wir einmal mit unserem Rücktritt von der Parteileitung drohen, um unsere Gegner einzuschüchtern. Denn das wissen alle

nur zu gut, daß sie ohne uns, namentlich hier in Berlin, nichts machen können. Wir sind zur Zeit unentbehrlich. Wir können deshalb ohne Gefahr für unsere Stellung mit unserem Rücktritte drohen. Dieses Mittel hat sich bei modernen Staatsmännern schon oft als äußerst wirksam bewiesen; wir können uns desselben auch einmal mit Erfolg bedienen!

Bebels Vorschlag fand Billigung bei seinem Freunde Liebknecht, der auf die Macht vertraute, mit welcher er und besonders Bebel die socialdemokratischen Versammlungen zu beherrschen wußten.

Auch Alfred wurde aufgefordert, in seinen Kreisen lebhaft zu agitieren und den geplanten Schlag vorzubereiten. Namentlich sollte er, mahnte Liebknecht, alle Bewegungen der anarchistischen Wühler genau überwachen und alles Vorgefallene schleunigst an den „Vorwärts" berichten, der reichlich honoriere.

Alfred kehrte ganz enttäuscht von der Unterredung nach Hause zurück. Ja die Aufforderung, mitzuagitieren, um alle jene aus der Partei auszuschließen, welche sich den Führern nicht unterwerfen wollten, hatte ihn empört. Das war also die Art und Weise, wie Bebel seinen Ausspruch: „Wir sind gegen alle Autoritäten", auffaßte. Alle sollten aus der Partei hinausfliegen, die sich dem Kommando der Führer oder der Mehrheit nicht gutwillig unterordneten.

Was nun gar die socialdemokratischen Zukunftspläne betraf, so war es ihm durch die Unterredung mit Bebel

völlig einleuchtend geworden, daß sich dieselben ohne stramme Autorität nicht verwirklichen ließen. Was Bebel von Gemeinsinn, Opferwilligkeit, Arbeitsamkeit sagte, waren nur schöne Redensarten, weiter nichts. Die bisherigen Erfahrungen innerhalb der socialdemokratischen Partei hatten Alfred zur Genüge gezeigt, daß die heute lebenden Socialdemokraten auch nicht eine Spur von solchen Eigenschaften an sich trügen. Neid, Eifersucht und Eigennutz spielten eine Hauptrolle unter den „Genossen", die nur so lange einig waren, als es gegen die Kapitalisten und die Pfaffen losging.

Daran war nach seinen Erfahrungen kein Zweifel möglich: Am ersten Tage, an dem die Socialdemokraten ans Ruder gelangten und unter sich wären, lägen sie sich gegenseitig in den Haaren. Es würden sich Parteien bilden, welche sich gegenseitig ärger befehdeten, als sie heute die Kapitalisten bekämpfen. Bebel hatte das auch eingesehen. Das ging klar aus dem hervor, was er mit Berufung auf Marx über die revolutionäre Diktatur sagte. In der That, nur eine eherne Faust wäre im stande, die socialdemokratischen Massen zu bändigen und zu lenken.

Alfred hatte beim Abschied seine Entrüstung nicht merken lassen. Mit kollegialischem Handschlag hatte er sich von den beiden Patriarchen der deutschen Socialdemokratie verabschiedet. Aber von diesem Tage an besuchte er seltener die socialdemokratischen Versammlungen, und wenn er hie und da Ver-

ſammlungen beiwohnte, ſo waren es ſolche, in denen die jungſocialiſtiſchen oder anarchiſtiſchen Elemente überwogen.

Vor allem in der Seele verhaßt war ihm die Inkonſequenz: Verwirft man einmal die göttliche Autorität, ſo muß man auch die menſchliche Autorität verwerfen, und zwar voll und ganz, das ſtand ihm feſt. Und weil er in dieſer Beziehung die Anarchiſten für die konſequentern anſah, neigte er ſich immer mehr der anarchiſtiſchen Bewegung zu.

Zwar mißfiel ihm manches an dem Benehmen der „Jungen" oder Anarchiſten. Ihre Hauptführer ſchienen ihm verworrene, exaltierte Köpfe zu ſein, die in nichts Ziel und Maß zu halten wußten, und in ihren Verſammlungen war rohes und wüſtes Schimpfen und Verdächtigen an der Tagesordnung. Auch mißfiel ihm ihr ewiges Appellieren an die brutale Gewalt, an die blutige Revolution, um ihrer Sache zum Siege zu verhelfen. Nichtsdeſtoweniger hatte vom atheiſtiſchen Standpunkt das anarchiſtiſche Princip: ni Dieu ni maître, weg mit jeder Autorität, die Konſequenz für ſich.

Was ihn weſentlich in dieſer Richtung beſtärkte, war die Leſung verſchiedener anarchiſtiſcher Schriften, die ihm um dieſe Zeit zu Geſichte kamen. Mächtigen Eindruck machte auf ihn namentlich das Buch M. Stirners: „Der Einzige und ſein Eigentum". Hier fand er die volle Autonomie des Individuums vom Standpunkt des Atheismus bis zur äußerſten Konſequenz folgerichtig durchgeführt. Ich bin der Einzige,

ſo las er dort, ich bin der Höchſte, ich bin abſolut. Eigner und Schöpfer meines Rechts, erkenne ich keine andere Rechtsquelle an als mich ſelbſt, weder Gott noch den Staat, noch auch den Menſchen ſelbſt mit ſeinen „ewigen Menſchenrechten“. Was ich aber mein Recht nenne, das iſt meine Macht. Ich bin mein eigener Herr. Niemand hat mir zu befehlen. Ich kann thun, was ich will, vorausgeſetzt, daß ich die Macht dazu habe. „Recht iſt, was mir recht iſt.“ „Fort denn mit jener Sache, die nicht ganz und gar meine Sache iſt! Ihr meinet, meine Sache müſſe wenigſtens die „gute Sache“ ſein. Was gut, was böſe! Ich bin ja ſelber meine Sache, und bin weder gut noch böſe. Beides hat für mich keinen Sinn. Das Göttliche iſt Gottes Sache, das Menſchliche Sache des Menſchen. Meine Sache iſt weder das Göttliche noch das Menſchliche, iſt nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie, ſondern allein das Meinige, und ſie iſt keine allgemeine, ſondern iſt — einzig, wie ich einzig bin. Mir geht nichts über mich.“ [1]

Das iſt konſequent, rief Alfred, kein Gott, alſo auch keine Autorität; niemand hat das Recht, mir zu befehlen, ich kann thun, was ich will. — Das ſtimmte auch vollkommen zu dem, was er bei Paul Heyſe in deſſen Romanen und beſonders in deſſen Briefen an Frau Tout le Monde geleſen,

[1] Der Einzige und ſein Eigentum (Leipzig, Reclam) S. 14.

daß die Moral eigentlich nichts weiter sei als die Quintessenz dessen, was in einem Zeitalter für anständig und geziemend gehalten werde und daher eigentlich nur für die Durchschnittsmenschen gelte. Nicht der Inhalt, nur die lange Dauer mache die Vorschriften der Moral zu etwas Heiligem.

Dieselben Ansichten fand er auch bei Fr. Nietzsche und seinem Anhang vertreten. „Die ganze Moral ist eine beherzte lange Fälschung." Der geistig Vornehme befindet sich jenseits von gut und bös im überlieferten Sinne. Er kann deshalb seinen egoistischen Trieben folgen, wie es ihm beliebt; all sein Handeln ist gut. Niemand hat das Recht, ihn zur Verantwortung zu ziehen.

Alle diese Lehren, sagte sich Alfred, sind nicht von den Anarchisten aufgestellt worden, sondern von Anhängern des Liberalismus und Atheismus. Aber aus ihnen ergiebt sich notwendig der Anarchismus als Konsequenz. Ohne Gott keine Autorität, also ist der Anarchismus mit seiner Leugnung jeder Autorität die unabweisliche Folgerung aus dem Atheismus.

III.

Fast zur selben Zeit, wo diese geistige Umwandlung Alfreds sich vollzog, brachten die Tagesblätter eingehende Berichte über die Gerichtsverhandlungen gegen die Anarchisten Ravachol und Emil Henry. Obwohl Alfred das Verhalten dieser Massenmörder verabscheute, sagte er sich doch: Vom

atheistischen Standpunkt kann man ihnen kaum ein Verbrechen daraus machen; von diesem Standpunkt ist jeder sein eigener höchster Herr, der thun kann, was er will.

Was die Blätter von Ravachol berichteten, stimmte ganz zu seinen Anschauungen. Im Kerker sprach dieser Anarchist zu dem Gefängnißgeistlichen H. Claret: „Ich glaube nicht an Gott. Wenn ich an Gott glaubte, hätte ich nicht gethan, was ich gethan.“ Dann fügte er noch hinzu: „Wir sind auf der Erde, um zu genießen, denn es giebt keine andere Welt als diese hier. Man muß durch alle Mittel erwerben, was notwendig ist, um sich diese Genüsse zu verschaffen, d. h. Geld. Hat man kein Geld, so nimmt man es, wo man es findet.“

Noch größern Eindruck machte auf ihn das anarchistische Programm, das Emil Henry vor Gericht verlas, und das von den deutschen Anarchisten als Flugblatt verbreitet wurde. Darin hieß es unter anderem wörtlich:

„Ich anerkenne nur eine Gerichtsbarkeit, die meinige. Ich bin Anarchist seit ... Bis dahin war ich gewohnt gewesen, Vaterland, Familie, Staatsgewalt und Eigentum zu achten und selbst zu verehren. Aber die heutigen Erzieher vergessen zu oft, daß das Leben mit seinen Kämpfen und Enttäuschungen, seinen Ungerechtigkeiten und Verbrechen den Unwissenden die Täuschung wegnimmt, ihre Augen der Wirklichkeit öffnet. So ist es mir gegangen wie allen andern.

Man hatte mir eingeredet, dieses Leben sei leicht, stünde allen Geschickten und Thatkräftigen offen. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß nur die Schamlosen und Kriecher sich einen guten Platz am Festmahl erringen. Man hatte mir gesagt, die Einrichtungen der Gesellschaft beruhten auf Gerechtigkeit und Gleichheit, und ich sah um mich nur Lüge und Schufterei. . . . Ich begriff bald, daß die hochtrabenden Worte, die man mich verehren gelehrt: Ehre, Aufopferung, Pflicht, nur das Deckblatt schimpflichster Schandthaten seien. . . . Der Socialismus vermag nicht, etwas an der jetzigen Ordnung zu ändern. Er hält den Grundsatz der Autorität aufrecht, welcher trotz aller Versicherungen ein alter Rest des Glaubens an eine höhere Macht ist. Ich aber war Materialist, Atheist; die wissenschaftlichen Forschungen ließen mich allmählich das Spiel der Naturkräfte kennen lernen. Ich begriff, daß die Hypothese „Gott" durch die heutige Wissenschaft, die derselben nicht mehr bedarf, beseitigt ist, und daß damit auch die darauf als einer falschen Grundlage aufgebaute religiöse autoritative Sittenlehre verschwinden muß." [1]

Das war unserem Alfred aus der Seele gesprochen; es war im Grunde nur das Ergebnis, zu dem er selbst durch seine Studien gelangt war: ohne Gott keine Autorität!

---

[1] Vgl. Hist.-polit. Blätter CXIII, 925.

Ohne sich den Anarchisten förmlich anzuschließen, besuchte er doch von jetzt an häufig ihre Zusammenkünfte. Es gefiel ihm, daß man sich hier nicht wie bei andern Parteien damit begnügte, die Autorität Gottes zu beseitigen, sondern ausnahmslos jede Autorität, auch die der eigenen Genossen und Führer, verwarf und damit die unbeschränkte Autonomie des Individuums anerkannte. Das war wenigstens konsequent.

Dagegen mißfiel ihm, wie schon bemerkt, das ewige Schimpfen und Poltern der Anarchisten auf alles und jedes, was nicht in ihre Ansicht paßte; ebenso stießen ihn die unaufhörlichen Zänkereien und Verdächtigungen derselben untereinander.

Die Anarchisten ihrerseits waren bald auf den jungen Akademiker aufmerksam geworden, der seit einiger Zeit sich fleißig in ihren Versammlungen blicken ließ und denselben offenbar große Aufmerksamkeit schenkte. Sie suchten sich ihm zu nähern und ihn ganz für ihre Sache zu gewinnen.

Unter ihnen befanden sich auch zwei russische Studenten, die schon in Rußland sich an nihilistischen Umtrieben beteiligt hatten und in regem Verkehr mit den Anarchisten in Paris, London und der Schweiz standen. Diese suchten unsern Alfred immer enger an sich zu ziehen und wollten ihn überreden, einer engern geheimen Verbindung beizutreten, welche schon seit längerer Zeit unter den fortgeschrittenern Anarchisten bestand und die gewaltsame Beseitigung aller Monarchen und

Staatshäupter Europas zum Zwecke hatte. Das sei, betonten sie, der einzig sichere Weg zur Befreiung der Völker vom Joche der Tyrannei und des Despotismus.

Alfred ließ sich die Organisation dieses Geheimbundes näher entwickeln, ohne sich jedoch an irgend etwas zu binden. Er wollte durch eigene längere Beobachtung einen Einblick in das Leben und Treiben der Anarchisten gewinnen. Fleißig wurden ihm von seinen neuen Freunden anarchistische Schriften und Fluglätter zugetragen. Er erhielt regelmäßig die in London gedruckten und in Blechbüchsen nach Deutschland eingeschmuggelten anarchistischen Zeitungen „Die Freiheit" und „Die Autonomie", welche fast in jeder Nummer zu Mord und Totschlag gegen Tyrannen, Kapitalisten und Pfaffen aufforderten. Das Motto zu den meisten Artikeln lieferte der Freiligrathsche Kehrreim:

Wir färben stark, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut!

In den anarchistischen Zusammenkünften, denen Alfred beiwohnte, wurden wiederholt von einem Chemiker Vorträge gehalten über die Art und Weise der Herstellung von Sprengstoffen und Sprengbomben. Ein italienischer Anarchist gab mehrmals Anweisungen, wie der Dolch zu handhaben sei, um das Opfer sicher und tödlich zu treffen.

Unserem Alfred grauste zuweilen bei Anhörung dieser raffinierten Anweisung zum Morde unschuldiger Opfer, die ge-

wöhnlich mit einer Aufforderung zur brutalen Gewalt endigte. Dolch und Dynamit, so lautete meistens der Schluß, sind die einzig wirksamen Gehilfen der unterdrückten Menschheit gegen die Tyrannen. Das Morgenrot, das der Sonne vorhergeht, ist blutigrot. Blutigrot muß auch die Stunde sein, welche den Aufgang der Sonne der Freiheit verkündet.

War Alfred auch tief gesunken, so eröffnete sich doch hier vor seinen Augen ein Abgrund von Bosheit und Verworfenheit, vor dem sein noch unverdorbenes Herz zurückschauderte. Ganz unwillkürlich gab er einmal bei Anhörung der blutrünstigen Rede eines rohen Mordgesellen seinem Abscheu durch halblautes Murren Ausdruck. Das zog die Aufmerksamkeit der neben ihm Sitzenden auf sich und genügte, ihn als verdächtig erscheinen zu lassen.

Einer, der das Murren gehört, sprach laut den Verdacht aus, ein Verräter habe sich eingeschlichen; der junge Akademiker sei ein von der Regierung gedungener Spion, ein Spitzel.

Nein, antwortete Alfred mit Entrüstung, indem er sich erhob, ich bin kein Spion und habe mit der Regierung nichts zu schaffen. Ich bin ein entschiedener Gegner jeder Autorität und will die uneingeschränkte Freiheit für jeden. Ich bin hierher gekommen, weil ich hier Männer zu finden hoffte, denen es um die gleiche Freiheit aller zu thun ist. Nach dem aber, was ich gesehen und gehört, kommt es mir vor, ich sei in eine Mördergrube geraten. . .

Ein furchtbarer Tumult entstand bei diesen Worten. Heraus mit dem Elenden, er ist ein Verräter, schlagt ihn tot! tönte es von allen Seiten. Einer der russischen Studenten sprang wütend auf ihn zu und schrie, indem er ihm die geballte Faust unter die Nase hielt: Du frecher Lotterbube, du hast uns beschimpft und sollst mit deinem Blute die Beschimpfung sühnen. Ich fordere dich auf Pistolen, du elender Spitzel.

Alfred hatte sich bisher vom Duellunwesen ferngehalten und war darin auch ganz unerfahren. Aber halb aus Schrecken und Verwirrung, halb aus Zorn über die ihm angethane Schmach nahm er die Forderung an.

Am folgenden Tage fand das Duell im Grunewald wirklich statt. Alfred wurde von einer Kugel zwischen Brust und Arm schwer verwundet und sank blutend und ohnmächtig zusammen.

Nachdem ihm der Assistenzarzt die erste Sorge hatte angedeihen lassen, wurde er nach dem großen St. Hedwigshospital gebracht, wo er mehrere Tage bewußtlos zwischen Leben und Tod schwebte.

Viertes Kapitel.

Die Erbarmungen des Herrn.

„Der Thor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott.“ (Ps. 13, 1.)

I.

Als Alfred nach längerer Bewußtlosigkeit zum erstenmal zu sich kam, sah er eine barmherzige Schwester am Fuße seines Bettes knien. Sie wartete offenbar auf den Augenblick, wo er wieder zu sich kommen würde. Dieser Anblick rührte ihn tief in der Seele. Als er nun die Augen aufschlug, erhob sie sich, um sich teilnehmend nach seinem Befinden zu erkundigen. Wo bin ich? fragte er. Im St. Hedwigshospital, antwortete die Schwester. Er erhob sein Haupt, um sich in dem Saale umzusehen, in welchem noch mehrere Kranke lagen; dann ließ er dasselbe wieder auf das Kissen zurücksinken. Alles kam ihm wie ein Traum vor. Erst allmählich traten die traurigen Ereignisse der letzten Tage mit vollem Bewußtsein vor seine Seele.

Unter der treuen und sorgsamen Pflege der Schwester Agatha nahm die Krankheit bald die Wendung zum Bessern.

Die sorgliche, selbstvergessene Liebe der guten Schwester, die fast Tag und Nacht an seinem Bette ausharrte, ihm die niedrigsten Dienste leistete und nichts unterließ, was ihm Erleichterung und Trost in seiner Krankheit verschaffen konnte, ja die sogar allen seinen Wünschen, noch bevor sie ausgesprochen waren, zuvorzukommen schien, machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

Ohne Gott keine Autorität, dachte er sich, ja, aber auch keine Liebe. Gerade die Erlebnisse der letzten Monate hatten ihm klar gezeigt, daß in all diesen gottentfremdeten Kreisen, mit denen er verkehrt hatte, der Geist kalter, rücksichtsloser Selbstsucht herrsche. Jeder wollte selbst frei und unabhängig sein, die andern aber seinen eigenen Interessen dienstbar machen. Das eigene Ich war bei jedem an die Stelle des entthronten Gottes getreten.

Um so tiefern Eindruck machte nun auf das im Grunde noch unverdorbene Gemüt Alfreds das Beispiel heroischer christlicher Nächstenliebe und Selbstaufopferung, das er hier im Spitale beständig vor sich sah. Die guten Schwestern hatten alles in der Welt verlassen, vielleicht glänzende Aussichten nach dem Urteile der Welt, um im Dienste der Kranken ein Leben des Opfers und der Entsagung zu führen.

Mit einer Art Verehrung blickte er jetzt auf die Schwestern, wenn er sie unabläßig bemüht sah, ihm mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt die kleinsten und beschwerlichsten Dienste zu leisten.

Schwester, so sagte er eines Tages zu Schwester Agatha, ist Hoffnung, daß ich wieder genese?

Der Arzt hat gute Hoffnung gegeben, erwiderte die Schwester. So Gott will, werden Sie wieder gesund werden.

So Gott will! wiederholte Alfred in halb fragendem und halb verwundertem Tone.

Ja, wir wollen beten, daß der liebe Gott Ihnen die Gesundheit wiedergebe, wenn es so sein heiliger Wille ist.

Beten, Schwester? Ich kann nicht mehr beten!

Wie? Sie können nicht mehr beten? Haben Sie denn früher nicht gebetet?

O doch, Schwester.

Sie hatten doch gewiß eine gute, fromme Mutter, die Sie beten lehrte?

O ja, eine gute, liebe Mutter.

Lebt sie noch?

Jawohl, antwortete Alfred, und Thränen der Rührung traten bei diesen Worten in seine Augen. Dann rief er: Meine gute, liebe Mutter! O wenn sie wüßte, wie es mit ihrem Alfred steht! Er konnte nicht mehr weiter sprechen, Schluchzen unterbrach seine Stimme.

Die Schwester schwieg und überließ den Kranken einige Augenblicke seinem Schmerz. Dann sagte sie ihm: Trösten Sie sich; der liebe Gott wird alles zum besten lenken, wenn Sie wieder anfangen zu beten. Ich werde mein schwaches

Gebet mit den Gebeten Ihrer frommen Mutter für Sie vereinigen.

Nach diesen Worten entfernte sie sich, um den Kranken ungestört der Rührung zu überlassen, die ihn ergriffen und die der Anfang zur Rückkehr des verlorenen Sohnes sein konnte.

II.

Einige Tage später kam der Rektor des Hospitals, der hochwürdige Herr Dr. B., zum Besuche unseres Kranken. Er grüßte denselben herzlich und erkundigte sich angelegentlich nach seinem Befinden.

Es war das erste Mal seit zwei Jahren, daß Alfred wieder mit einem Priester sprach. Noch vor kurzem hätte er einen Priester kalt von sich gewiesen; doch die letzten Tage hatten seine Gesinnung merklich geändert. Die Freundlichkeit und liebevolle Teilnahme des Priesters that ihm im Herzen wohl.

Bald hatte der Rektor ganz das Vertrauen Alfreds gewonnen, und schon nach den ersten Besuchen, als er sich nach den nähern Umständen erkundigte, die den Kranken ins Spital gebracht, eröffnete ihm Alfred ganz frei und vertrauensvoll sein Herz. Er erzählte ihm offen, wie er nach Berlin gekommen, dort an der Universität den Glauben an Gott verloren und dann zugleich erkannt habe, daß die notwendige Folgerung aus dem Atheismus die Leugnung jeder Autorität

sei. So sei er zuerst Socialdemokrat und schließlich — principiell wenigstens — Anarchist geworden, bis ihn das Duell auf das Krankenbett warf und an den Rand des Grabes brachte.

Als der Rektor fragte, was ihn denn vermocht habe, den Glauben seiner Jugend über Bord zu werfen, antwortete er ganz offen: Die Vorlesungen an der Universität wurden das Grab meines Glaubens. Das Ansehen der Universitätsprofessoren, die — an den philosophischen Fakultäten — fast ausnahmslos erklärte Atheisten oder Agnostiker sind, hat mich um den Glauben gebracht.

Rektor: War denn das bloße Ansehen dieser Männer genügend, Ihnen den Glauben zu rauben? Ansehen gegen Ansehen. Auf wessen Seite steht denn das größere Ansehen: auf seiten der Gottgläubigen oder auf seiten der Gottesleugner? Auf seiten der Gläubigen haben Sie nicht nur die größten Genies aller Zeiten: einen Plato, Aristoteles, einen Augustinus und Thomas von Aquin, einen Coppernicus, Kepler, Newton, Carteſius, Leibniz, Cuvier, Pasteur, und unzählige andere, — auch Laplace, den man fälschlich zu den Gottesleugnern gezählt hat[1] —, sondern, was noch viel mehr in die Wagschale fällt, das ganze Menschengeschlecht, das immer übereinstimmend am Glauben an Gott und eine

[1] Vgl. Braun, Über Kosmogenie (Münster 1892) S. 282.

ewige Vergeltung im Jenseits festhielt; auf der andern Seite dagegen die wenigen Gelehrten an unsern Universitäten, die ja sehr scharfsinnig sein mögen, wenn es sich um experimentelle Wissenschaften handelt, die aber auf dem Gebiete des logischen Denkens vielfach Fremdlinge sind.

Alfred: Aber der Glaube an Gott beruht auf Anthropomorphismus, das wird in den akademischen Vorlesungen den Zuhörern immer eingeschärft.

Rektor: Das ist nur eines von den vielen Schlagwörtern, mit denen man die gedankenlosen Massen zu ködern sucht. Ich antworte zunächst auf dieses Schlagwort mit den schönen Worten Überwegs: „Wenn wir in Gott sind und durch ihn, warum sollten wir nicht nach seinem Bilde geworden sein? warum ihn nicht nach der Ähnlichkeit mit dem Höchsten in uns denken dürfen?“ [1] Wenn jede Wirkung ihrer Ursache ähnlich ist, sollte der nach Gottes Ebenbild geschaffene Mensch nicht seinem Schöpfer ähnlich sein?

Was heißt sodann Anthropomorphismus? Das Wort soll besagen, man stelle sich Gott nach Art eines Menschen vor. Ist nun der Gott, an den die Christen, ja alle Monotheisten glauben, ein solches menschenähnliches Wesen? Denken Sie doch: der Mensch ist aus Leib und Seele zusammen-

[1] Brasch, Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Überwegs (1889), Einleitung S. XLIII.

geſetzt — Gott ein einfacher reiner Geiſt; der Menſch iſt ſichtbar — Gott unſichtbar; der Menſch iſt ein Geſchöpf, das Gott aus nichts geſchaffen hat und jeden Augenblick erhalten muß — Gott exiſtiert von Ewigkeit durch ſeine eigene Weſenheit; der Menſch iſt veränderlich und ſterblich — Gott unſterblich, in ihm iſt kein Schatten von Veränderlichkeit; der Menſch iſt armſelig und ſchwach, nicht vermögend, auch nur ein weißes Haar ſchwarz zu machen — Gott iſt allmächtig, gewaltig und ſanft fortwirkend von einem Ende zum andern; der Menſch iſt nur an einem Ort — Gott iſt allgegenwärtig und unermeßlich, kein Ort vermag ihn zu faſſen; der Menſch iſt unwiſſend, auch das Wiſſen des genialſten Mannes iſt armſeliges Stückwerk — Gott iſt allwiſſend, nichts iſt ſeinem allſehenden Auge verborgen, er durchforſcht Herz und Nieren; kurz, der Menſch iſt in jeder Beziehung beſchränkt, ein armſeliges Nichts, das alles der Barmherzigkeit ſeines Schöpfers verdankt — Gott dagegen iſt durch ſich ſelbſt in jeder Beziehung unendlich, der Urgrund und Inbegriff alles Seins, aller Wahrheit, aller Güte, Schönheit und Vollkommenheit. Wo bleibt da die Menſchenähnlichkeit Gottes? Heißt das, ſich Gott nach Art eines Menſchen vorſtellen?

Alfred: Das allerdings nicht. Indeſſen bleibt doch wahr, daß die Gläubigen ſich Gott als ein perſönliches, außerweltliches, denkendes und wollendes Weſen vorſtellen, und ein ſolches Weſen hat noch niemand geſehen.

Rektor: Eine Gegenfrage: Glauben Sie an Ihren eigenen Verstand?

Alfred (lachend): Allerdings.

Rektor: Glauben Sie an den Magnetismus, an die Elektricität, an die Erdanziehung?

Alfred: Gewiß.

Rektor: Haben Sie dieselben schon gesehen?

Alfred: Diese Dinge selbst nicht, aber ihre Wirkungen.

Rektor: Also glauben Sie doch an Dinge, die Sie nicht selbst gesehen haben. Es ist also nicht richtig, daß man nur an Dinge glauben solle, die man gesehen oder wahrgenommen hat. Noch ein anderes Beispiel: Sie nehmen wohl an, daß die Erde sich einst in gasförmigem, später in glühendflüssigem Zustande befunden habe. Haben nun Sie oder irgend ein Naturforscher das gesehen? Sie nehmen an, daß die Erde sich mit ungeheurer Schnelligkeit um ihre eigene Achse dreht und außerdem sich mit noch größerer Schnelligkeit um die Sonne bewegt? Haben Sie das gesehen?

Alfred: Wir sehen diese Vorgänge nicht, aber wir schließen auf das Vorhandensein derselben aus Thatsachen, die wir wahrnehmen können.

Rektor: Ganz dasselbe gilt auch in Bezug auf das Dasein Gottes. Wir können Gott, den reinen Geist, nicht sehen und hören; aber wir schließen auf sein Dasein aus seinen Wirkungen.

Entschuldigen Sie, Herr Rektor, rief hier Alfred lebhaft dazwischen, dieser Schluß ist ein Sophisma, eine metabasis eis allo genos.

Rektor: Was verstehen Sie unter metabasis eis allo genos?

Alfred: Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß mir der Sinn dieser Worte nie ganz klar geworden ist. Nur so viel wurde mir klar, es sei ein Trugschluß, wenn man von der Welt auf eine außerweltliche Ursache schließe, und dieses Sophisma heiße metabasis eis allo genos, Übergang zu einer andern Gattung von Dingen.

Rektor (lächelnd): So lassen sich heute viele durch hohle, gelehrt klingende Redensarten einschüchtern oder in die Irre führen. Mit diesem Schlagwort will man andeuten, es sei unzulässig, von einer Wirkung auf eine Ursache zu schließen, die einer ganz andern Gattung von Dingen angehört. Es wird also vorausgesetzt, Wirkung und Ursache müßten immer zu derselben Gattung von Dingen gehören. Nun frage ich Sie: darf ich vom Kleide auf den Schneider schließen?

Alfred: Gewiß.

Rektor: Und vom Brote auf den Bäcker? Von der Uhr auf den Uhrmacher, vom Gemälde auf den Künstler, von einem Buche auf den Verfasser?

Alfred: Ebenfalls.

Rektor: Gehören das Kleid und der Schneider zur selben Gattung von Dingen?

Alfred: Nein.

Rektor: Gehören das Brot und der Bäcker, das Buch und der Verfasser zur selben Gattung von Dingen?

Alfred: Gewiß nicht.

Rektor: Also ist es falsch, daß man nie von einer Wirkung auf eine Ursache ganz anderer Art schließen dürfe.

Alfred: Jedenfalls aber darf man nicht auf völlig unbekannte Ursachen schließen, die außerhalb des Bereiches unserer Erfahrung liegen. Überhaupt hat uns Professor G. wiederholt vor den „sogenannten" Beweisen für das Dasein Gottes gewarnt; dieselben hätten nur subjektiven Wert.

Rektor: Daß der heutige Naturalismus und Empirismus die Beweise für das Dasein Gottes sehr geringschätzig behandelt, ist bekannt; aber ich hoffe Ihnen zu zeigen, daß diese Geringschätzung nichts weniger als wissenschaftlich ist. — Was nun zunächst Ihre Behauptung angeht, man dürfe nicht auf unbekannte Ursachen schließen, die außerhalb unserer Erfahrung liegen, so treten Sie mit derselben in Widerspruch zum thatsächlichen Verhalten der modernen Naturwissenschaften. Wäre man nach Ihrem Grundsatz verfahren, so hätte man weder die Elektricität noch den Luftdruck oder die allgemeine Massenanziehung entdeckt. Wie entdeckt man denn neue Kräfte in der Natur? Man sieht ein, daß die

wahrgenommenen Wirkungen durch die bisher bekannten Ursachen nicht erklärt werden können, und schließt deshalb mit Recht auf das Vorhandensein einer bisher noch unbekannten Ursache, welche diese Wirkung hervorzubringen im stande ist. Weitere Forschungen geben uns auch über die Natur dieser Ursache Aufschluß. — So machen wir es nun auch mit der gesamten sichtbaren Welt. Die in der Welt enthaltenen, unsern Sinnen zugänglichen Kräfte sind eben absolut nicht im stande, die letzte ausreichende Ursache der Welt zu sein, folglich muß diese Ursache außerhalb der Welt gesucht werden.

Wie wir aus einem schönen Gemälde auf das Dasein des Malers, aus einem herrlichen Dome auf den Architekten, aus einer wohleingerichteten Fabrik auf den Techniker und Maschinenbauer schließen: so schließen wir auch aus diesem wohlgeordneten Universum auf das Dasein des denkenden und wollenden Wesens, welches es geschaffen hat und regiert. „Das Unsichtbare an ihm", sagt der heilige Apostel Paulus, „ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, so daß sie (die ungläubigen Heiden) keine Entschuldigung haben." [1]

Alfred: Man könnte doch einwenden: daß man aus einem Gemälde auf den Künstler schließen dürfe, das sei ein-

[1] Röm. 1, 20.

leuchtend; daß man aber aus diesem Universum auf das Dasein eines denkenden und wollenden Schöpfers desselben schließen dürfe, das sei nicht einleuchtend.

Rektor: Ich entgegne: wenn man aus einem Kunstwerke mit Recht auf den Künstler schließen darf, dann darf man mit unendlich mehr Recht aus dem Universum auf das Dasein seines Schöpfers schließen. Denn was sind alle menschlichen Kunstwerke, auch die schönsten und vollkommensten, im Vergleich zu diesem herrlichen Universum? Was sind alle menschlichen Kunstwerke? Nichts als schwache Nachbildungen der Werke der Natur. In der Nachbildung der Wunderwerke des Universums feiert die menschliche Kunst ihre höchsten Triumphe. Je vollkommener es jemand versteht, die Werke der Natur mit Pinsel oder Meißel nachzuahmen, ein um so vollendeterer Künstler ist er. Und wie armselig sind diese Menschenwerke im Vergleich zu den Schöpfungen der Natur. Stellen Sie die gemalte Eiche neben die Eiche, wie sie in Wirklichkeit im Walde steht und ihre herrliche Krone in das Blau des Himmels trägt; stellen Sie den gemalten Vogel neben den Vogel, wie er in Wirklichkeit lebt und uns durch Gesang und Gefieder Ohr und Auge erfreut; stellen Sie das trefflichste Landschaftsgemälde neben die wirkliche Landschaft, wie sie von den Strahlen der auf- oder niedergehenden Sonne mit verschwenderischer Farbenpracht bemalt wird; müssen Sie dann nicht gestehen, daß alle Kunstwerke von Menschenhand

nur armſelige Stümpereien ſind im Vergleiche zu den Kunſtwerken, welche die Natur in verſchwenderiſcher Fülle und ewigem Wechſel tagtäglich hervorzaubert? Wenn wir nun aus den Menſchenwerken auf einen Künſtler ſchließen dürfen, der ſie erſonnen und gebildet hat: dürfen wir dann nicht aus den wunderbaren Werken der Natur auf einen unendlich weiſern und mächtigern Künſtler ſchließen, der ſie gedacht und ins Daſein gerufen hat?

Und nun nehmen Sie gar noch den Menſchen. Denken Sie ſich das vollkommenſte Porträt oder die ſchönſte Statue eines Menſchen und daneben den Menſchen ſelbſt. O wie wenig vermag das Bild die Vollkommenheit des wirklichen Menſchen wiederzugeben! Das Bild iſt tot und ſtarr; es giebt uns nur eine ſchwache Ahnung von dem, was der Menſch in Wirklichkeit iſt. Wiederum: der photographiſche Apparat iſt gewiß eine wunderbare Erfindung menſchlichen Scharfſinnes. Nun ſtellen Sie den vollkommenſten Photographen neben die zwei Photographen, die jeder Menſch, auch das ärmſte Bettelkind, in ſeinen Augen beſitzt, und mit denen er in jedem Augenblick jeden beliebigen Gegenſtand, mag er fern oder nah ſein, auf das vollkommenſte darſtellen kann und zwar mit Blitzesſchnelligkeit. Müſſen Sie nicht eingeſtehen, daß neben ſolchen Kunſtwerken der Natur die vollkommenſten Kunſtwerke der Menſchen nur Pfuſchwerk und Kinderſpielzeuge ſind? Und doch ſoll ich berechtigt ſein, aus dem ge-

ringſten Kinderſpielzeug auf den Künſtler zu ſchließen, nicht aber aus den wundervollen Kunſtwerken der Natur auf das Daſein eines überaus weiſen und mächtigen Geiſtes? Heißt das unbefangen die Wahrheit ſuchen?

Alfred: Ich geſtehe, Ihre Worte eröffnen mir ganz neue Geſichtspunkte. So habe ich die Frage nach dem Daſein Gottes noch nie betrachtet. Allein da fällt mir eben ein, was ich wiederholt in den Vorleſungen an der Univerſität gehört habe, nach der modernen Wiſſenſchaft bedürfe es eines außerweltlichen Gottes nicht; die Welt erhalte und entwickle ſich nach eigenen immanenten Geſetzen. Was läßt ſich darauf erwidern?

Rektor: Immanente Geſetze! Das iſt ein zweideutiger Ausdruck, mit dem die moderne Wiſſenſchaft ſeit Hegel und Schelling gerne ſpielt und mit dem ſie der Frage nach dem Urſprung der Geſetze ausweichen zu können vermeint. Gewiß, alles in der Natur iſt durch Geſetze geregelt, und dieſe Geſetze können inſofern immanent genannt werden — wenn man überhaupt ſich dieſes Ausdruckes bedienen will —, als ſie in der Natur der Dinge ſelbſt begründet ſind. Die Naturwiſſenſchaften haben eben die Erforſchung dieſer in der Natur der Dinge gegründeten und aus ihnen ſich ergebenden Geſetze zum Gegenſtande. Wir können den modernen Naturforſchern ſehr dankbar ſein, daß ſie uns mit Hilfe von Mikroſkop und Teleſkop, von Spiegel und Retorte immer mehr in die tiefſten Geheimniſſe der Natur einführen und den Nachweis liefern,

daß alles, vom Größten bis zum Kleinſten, von allumfaſſenden und wundervollen Geſetzen beherrſcht wird. Alſo Geſetze ſind in der Natur, das iſt unzweifelhaft. Nun fragt ſich, woher kommen dieſe Geſetze? Ich ſage: Geſetze haben einen Geſetzgeber zur Vorausſetzung. Geſetze ſind ein Princip der Ordnung und können als ſolche nur die Wirkung eines denkenden und ordnenden Geiſtes ſein. Der blinde Zufall hat kein Geſetz und kann kein Geſetz hervorbringen. Wenn wir alſo überall alles bis zur winzigſten Zelle hinab genau nach feſtbeſtimmten Geſetzen geregelt und geordnet finden, ſind wir dann nicht zu dem Schluſſe berechtigt, daß dieſe Geſetze einen ordnenden, denkenden Geiſt zum Urheber haben?

Alfred: Das ſcheint mir freilich auch.

Rektor: Gerade auf dieſem Wege und durch derartige Schlüſſe ſind alle Völker aller Zeiten und Zonen zur Überzeugung vom Daſein höherer, überirdiſcher und geiſtiger Mächte gelangt, welche dieſe Welt geſtaltet und geregelt haben. Mögen ſie auch in der Art und Weiſe, wie ſie ſich dieſe überirdiſchen Mächte dachten, vielfach voneinander abweichen und in manche grobe Irrtümer verfallen, darin kommen alle Völker überein, daß es höhere, mit Verſtand und Willen begabte Mächte gebe, welche dieſe Welt geordnet haben und fortwährend lenken und regieren. Und in dieſem übereinſtimmenden Zeugnis des Menſchengeſchlechts vernehmen

wir das Urteil der vernünftigen Natur selbst, das uns nicht trügen kann. Scheint Ihnen das nicht auch?

Alfred: Ich sehe nicht, was sich mit Grund dagegen einwenden ließe.

Rektor: Ich könnte Ihnen noch von einer andern Seite zeigen, wie notwendig für jeden vernünftigen Menschen die Annahme eines persönlichen, außerweltlichen Gottes ist, der diese Welt geschaffen und geordnet hat. Doch für heute wollen wir abbrechen. Sie bedürfen noch sehr der Schonung, und ich fürchte, Sie zu ermüden. Indessen bin ich gern bereit, wenn Sie es wünschen, morgen wieder zu kommen und die Unterredung fortzusetzen.

Alfred dankte dem freundlichen Priester von Herzen und bat ihn dringend, am andern Tage wiederzukehren. Ich habe ein dringendes Verlangen, sagte er beim Abschied, indem er dem Rektor die Hand drückte, endlich zur vollen Klarheit zu gelangen in diesen wichtigsten Problemen, ohne deren Lösung das Leben weder Wert noch Zweck hat.

III.

Am andern Tage fand sich der Rektor zur bestimmten Zeit wieder am Krankenlager Alfreds ein. Nachdem er den Kranken freundlich gegrüßt und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte, ließ er sich auf einem Stuhle am Bette des Kranken nieder und begann:

Ich habe Ihnen gestern versprochen, noch in anderer Weise zu zeigen, wie notwendig für jeden Vernünftigen die Annahme eines persönlichen, außerweltlichen Gottes sei, der diese Welt erschaffen und geordnet hat. Zu diesem Zwecke wollen wir uns heute die Frage vorlegen:

Wie ist die Welt mit ihrer unleugbaren Ordnung und Harmonie entstanden?

Es gab eine Zeit, wo diese Erde und das ganze Planetensystem sich in einem chaotischen Zustande befand, wo kein organisches Leben möglich war und kein lebendes Wesen auf Erden existierte. Das wird heute allgemein von allen Naturforschern angenommen. Der denkende Geist will nun wissen, wie ist diese Ordnung entstanden, welches waren die Ursachen derselben?

Auf diese Frage giebt es nun eine dreifache Antwort: die eine giebt der Materialismus, die andere der Pantheismus, die dritte der Theismus. Diese drei Systeme allein sind vollständig konsequente Weltanschauungen, welche die obige Frage folgerichtig beantworten. Entweder war am Anfang der Dinge nur der rohe, leblose, geistlose Stoff („Am Anfang war der Stoff", Büchner) oder schon am Anfang alles Werdens war der Gedanke, wenigstens als das bewegende, lenkende, ordnende Princip. Im erstern Fall haben wir den Materialismus. Im zweiten Fall ist wieder eine doppelte Voraussetzung möglich: entweder ist das denkende

Princip mit der Materie identisch, so daß die Materie selbst als eine einzige und ungeheure denkende und wollende Substanz aufgefaßt wird, wie dies der Pantheismus thut; oder aber es ist von der Materie verschieden, ein außerweltliches, persönliches Wesen, wie das Christentum und der Theismus überhaupt es annimmt.

Nun behaupte ich: Weder der Materialismus noch der Pantheismus vermag die Weltordnung, die wir vor uns sehen, auch nur halbwegs befriedigend zu erklären. Also ist der Theismus, der die Welt als Schöpfung des persönlichen außerweltlichen Gottes ansieht, die allein vernünftige und berechtigte Weltanschauung.

Alfred: Ich gebe zu, daß man entweder Materialist oder Pantheist oder Theist sein muß, wenn man sich konsequent bleiben und den Dingen auf den Grund gehen will. Aber warum kann man nicht Materialist oder Pantheist sein?

Rektor: Ich werde Ihnen der Reihe nach zeigen, daß weder der Materialismus noch der Pantheismus im stande sind, die aufgestellte Frage befriedigend zu lösen, ja daß beide nicht den Namen einer vernünftigen Weltanschauung verdienen.

Betrachten wir zuerst den Materialismus. Dieser vermag vor allem die Bewegung gar nicht zu erklären. Alles im Universum ist in beständiger Bewegung begriffen. Licht und Wärme, Schall und Farbe, Elektricität und Magnetismus sind ja nach den heutigen Physikern nur Bewegung

oder Bewegungszustände, mögen nun die Atome, Uratome oder Moleküle, die Luft oder der Äther der Träger dieser Bewegung sein. Nun frage ich: Woher haben die letzten Massenteilchen ihre Bewegung? Nicht aus sich. Denn wenn sie aus sich die Bewegung hätten, müßte ihnen die Bewegung wesentlich sein, diese müßte ihnen auf Grund ihres Wesens zukommen. Das ist aber nicht der Fall. Die Massenteilchen sind aus sich indifferent in Bezug auf Ruhe und Bewegung. Sie können die Bewegung verlieren und beharren aus sich immer in dem Zustand, in dem sie sich gerade befinden, bis eine äußere Ursache diesen Zustand ändert. Sie haben also die Bewegung nicht aus sich, sondern müssen sie von außen empfangen haben. Und das gilt nicht bloß von jedem einzelnen Massenteilchen, sondern auch von allen zusammen. Keines hatte die Bewegung aus sich, keines konnte also den Anstoß zu dieser Bewegung geben. Also muß die erste bewegende Ursache außerhalb dieser Massenteilchen zu suchen sein, und damit ist der Materialismus als unhaltbar nachgewiesen.

Alfred: Ich sehe noch nicht ganz klar ein, warum man nicht voraussetzen darf, die Materie sei von Ewigkeit her in Bewegung.

Rektor: Ich könnte Ihnen vor allem erwidern, daß eine Bewegung von Ewigkeit einen innern Widerspruch enthält und notwendig zur Annahme einer unendlichen Zahl führen

muß, d. h. zu einer Zahl, die man zählen und doch nicht zählen kann, oder zu einer Zahl, die durch allmähliches Hinzufügen von Einheiten entstanden ist und doch zugleich durch ein derartiges Hinzufügen nicht entstanden sein kann, weil das dem Begriff der Unendlichkeit widerspricht. Doch wir wollen von dieser Frage hier ganz absehen. Ich antworte auf Ihre Einwendung einfach so: Die Materie kann die Bewegung nicht aus sich besitzen. Denn wie ich schon sagte: was die Materie aus sich selbst besitzt, hat seinen Grund in ihrem Wesen, es kommt ihr also notwendig zu. Nun aber kommt der Materie die Bewegung nicht notwendig zu; die Materie ist aus sich indifferent gegen Bewegung und Ruhe; sie kann die Bewegung verlieren und wieder erhalten. Aus sich selbst kann sie sich nicht bewegen, ist sie wesentlich träge, d. h. sie bleibt immer in dem Zustand, in dem sie sich gerade jetzt befindet. Darauf beruhen alle Gesetze der Dynamik.

Ich kann mich übrigens für meine ganze Beweisführung auf einen Ihrer Professoren an der Universität berufen. Herr Du Bois-Reymond gesteht: „Wir sehen die Bewegung entstehen und vergehen; wir können uns die Materie in Ruhe vorstellen; die Bewegung erscheint uns an der Materie als etwas Zufälliges. Unser Kausalitätsbedürfnis fühlt sich nur befriedigt, wenn wir uns vor unendlicher Zeit die Materie ruhend und gleichmäßig im unendlichen Raume verteilt denken. Da ein supranaturalistischer Anstoß in unsere Begriffswelt

nicht paßt, fehlt es dann am zureichenden Grunde für die erste Bewegung. Oder wir stellen uns die Materie als von Ewigkeit bewegt vor. Dann verzichten wir von vornherein auf Verständnis in diesem Punkte. Diese Schwierigkeit erscheint mir transcendent." [1]

Du Bois-Reymond giebt also zu, daß man vom materialistischen Standpunkt den Ursprung der Bewegung nicht erklären kann. Der Materialist steht da vor einem unlöslichen Rätsel. Es gäbe wohl einen Weg zur Lösung, nämlich einen „supranaturalistischen Anstoß", d. h. die Annahme, daß Gott die Materie geschaffen und ihr die Bewegung mitgeteilt habe. Aber diese Annahme will Du Bois-Reymond nicht gelten lassen. Warum? Weil sie „in unsere Begriffswelt nicht paßt"! Sehen Sie, mit solchen Gründen begnügen sich die Vertreter der modernen Wissenschaft in den tiefsten Problemen! Die Annahme Gottes paßt nicht in unsere Begriffswelt!!

Alfred: Das paßt allerdings sehr wenig zu der exakten Wissenschaft, von der sie beständig reden.

Rektor: Ich gehe nun weiter und behaupte ferner: Ebensowenig als die Bewegung vermag der Materialismus die Einheit und das harmonische Zusammenwirken aller Dinge irgendwie befriedigend zu erklären.

---

[1] Du Bois-Reymond, Die sieben Welträtsel (1882) S. 76.

Nach den Materialiſten beſteht die Welt aus unzähligen, völlig ſelbſtändigen, von Ewigkeit her aus ſich exiſtierenden, voneinander ſowohl in Bezug auf Weſen als Exiſtenz gänzlich unabhängigen Atomen oder Maſſenteilchen. Jedes Atom bildet ein Weſen, ſozuſagen eine kleine Welt für ſich ohne Rückſicht auf die andern. Nun frage ich erſtens, wie kommen dieſe Atome dazu, ausnahmslos den gleichen Geſetzen zu gehorchen, ein ſo durchgreifend gleichartiges Verhalten zu zeigen? Die Geſetze der Anziehung, der Bewegung, des Gleichgewichts, der chemiſchen Affinität u. dgl. gelten für alle exiſtierenden Weltkörper in gleicher Weiſe. Auch auf den entfernteſten Planeten und Fixſternen gilt das Geſetz der Kraftерhaltung und der Entropie. Das Licht, das uns von den Planeten und Fixſternen, ſelbſt von den letzten Nebelflecken zukommt, folgt denſelben Geſetzen der Schnelligkeit, der Reflexion, der Diffuſion, Abſorption wie das Licht einer Gas- oder Ölflamme hier auf Erden. Dieſe Einheit und Gleichartigkeit des Verhaltens verlangt einen genügenden Grund, und dieſer kann nur darin liegen, daß alle Maſſenteilchen eine und dieſelbe letzte Urſache haben. Der Materialismus weiß auf dieſe Frage keine andere Antwort zu geben, als achſelzuckend zu ſagen: Ich weiß nicht, woher das kommt.

Ich frage zweitens, wie kommen die Milliarden und Milliarden ſelbſtändiger Atome, aus denen ſich nach dem

Materialismus das Universum zusammensetzt, dazu, wechselseitig beständig aufeinander einzuwirken, so daß jedes derselben fortwährend in seinem Verhalten durch die Gesamtheit aller übrigen bestimmt wird?

Nach den Physikern besteht ja eine allgemeine Wechselwirkung aller Massenteilchen, so daß die Gesamtheit aller Vorgänge und Bewegungen sich zu einem einzigen großen, allumfassenden Vorgang, zu einem unermeßlichen einheitlichen System zusammenschließt. Schon Laplace hat den Gedanken ausgesprochen, daß eine höhere Intelligenz als die menschliche die Stellung jedes Atoms an jedem Ort und in jedem Augenblicke zum voraus bestimmen und so eine vollkommene einheitliche Mechanik des Universums herstellen könnte.

Dieser Laplacesche Gedanke ist bei den modernen Naturforschern ein Gemeingut geworden. So sagt z. B. Prof. Du Bois-Reymond in seinem Vortrag „Über die Grenzen des Naturerkennens“: „Es läßt sich eine Stufe der Naturerkenntnis denken, auf welcher der ganze Weltvorgang durch eine mathematische Formel vorgestellt würde, durch ein unermeßliches System simultaner Differentialgleichungen, aus dem sich Ort, Bewegungsrichtung und Geschwindigkeit jedes Atoms im Weltall zu jeder Zeit ergäbe.“

Ich frage nun, wie läßt sich das vom materialistischen Standpunkt erklären? Wie kommt es, daß die Atome nicht

alle für sich ihre eigenen Wege gehen, daß sie nicht isoliert ganz nutzlos hin und her puffen oder zu einem ungeheuern regungslosen Knäuel zusammenstoßen, sondern trotz ihrer großen Zahl und Verschiedenheit sich zu einem großen System zusammenschließen? Wie kommt es, daß sie alle ein so gleichartiges, zusammenstimmendes Benehmen verraten, als ob sie von Haus aus aufeinander angewiesen wären? Warum unterliegen alle Atome in ihrem Verhalten *denselben* Gesetzen der Schwere, der Attraktion, Repulsion, so daß sich die Energiezustände ineinander umwandeln und sich immer auszugleichen suchen?

Das sind alles Fragen, auf die der Materialismus keine auch nur entfernt befriedigende Antwort zu geben vermag. Seine letzte Antwort ist immer: der Zufall, d. h. wir wissen nicht, wie es geschehen ist.

Woher kommt ferner, um noch mehr ins einzelne zu gehen, die unleugbare *Ordnung* in der Welt: der geregelte Lauf der gesamten unermeßlichen Sternenwelt seit vielleicht Millionen von Jahren? Ruhig ziehen diese unzähligen Scharen von riesigen Weltkörpern ihre Bahnen, ohne sich gegenseitig zu hindern oder zu stören. Woher kommt der regelmäßige, so zweckmäßige Wechsel der Jahreszeiten; woher die unleugbar zweckmäßige Hinordnung der anorganischen Natur auf die Pflanzenwelt, der Pflanzenwelt auf das Tierreich, des Tierreichs auf die Menschheit?

Denken Sie sich, eine Hand würfe 10 000 000 Ziegelsteine millionen-, ja milliardenmal in die Höhe; würden die Steine wohl je so auf die Erde fallen, daß sie einen vollkommenen Kölner Dom mit wohlgelungenen Bogen, Fenstern, Säulen, Gewölben und Türmen bildeten? Das erwartet kein Mensch. Und doch hier hätten wir eine Hand, welche alle Steine gleichzeitig in die Höhe würfe. Aber in Bezug auf die Milliarden und Milliarden von Atomen gibt es keine solche Hand, welche allen eine einheitliche Richtung giebt; dieselben schwirren blind in tollem Wirbel durcheinander und bringen durch bloßes Schieben und Stoßen die Pracht und Harmonie des Weltalls hervor: hier thun sie sich zusammen zur wundervollen Blume, die uns durch ihren Farbenschmuck und ihren süßen Duft ergötzt; dort werden sie zum Samenkorn, das in den Boden fällt, hundertfältige Saat hervorbringt und entweder den Menschen zur Nahrung dient oder wieder als Samenkorn in den Boden fällt, um nach festem Gesetz den Kreislauf immer von neuem wieder zu beginnen; wieder anderswo, da scharen sie sich zusammen zum stolzen Rosse oder Löwen, zum farbenprächtigen Vogel, dem sie ein zweckmäßiges Gefieder verleihen, damit er sich frei in die Lüfte erheben könne.

Nun nehmen Sie dazu noch den Menschen. Wie ist doch im menschlichen Organismus alles mit so wunderbarer Kunst und Zweckmäßigkeit geordnet! Wie kommen, so frage ich

wieder den Materialiſten, wie kommen die blinden, ſelbſtändigen Atome dazu, ſo wunderbar kunſtvoll und zweckmäßig zuſammenzuwirken, wie dies z. B. im Auge, im Ohre, im Herzen, in der Lunge, ja in allen Teilen des Leibes der Fall iſt? In der menſchlichen Hand z. B. iſt alles ſo kunſtvoll und zweckmäßig eingerichtet, daß ein Anatom erſten Ranges voll Bewunderung ausruft: „Wir können uns keine Vorrichtung denken, durch welche die mechaniſche Brauchbarkeit der Hand auf einen höhern Vollkommenheitsgrad gebracht werden könnte. Jede, wie immer beſchaffene Zugabe würde eher hemmend als fördernd wirken.“ [1] Und wie arbeiten dieſe Teile wieder einträchtig und zweckmäßig zuſammen zum Wohle des ganzen Menſchen? Das Auge ſieht für den ganzen Menſchen, das Ohr hört für den ganzen Menſchen, das Herz verteilt das Blut in alle Glieder, kurz, ſie bilden zuſammen ein äußerſt kunſtvolles, zweckmäßiges Syſtem, in dem alles wunderbar ineinandergreift.

Was ſoll man nun gar noch vom geiſtigen Leben, vom Denken und Wollen des Menſchen ſagen? Wie kann ein Knäuel von ſtarren, toten Atomen, die wie Pflaſterſteine nur durch Berührung und Stoßen aufeinander wirken, zum Selbſt-

[1] Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menſchen (12. Aufl.) S. 342.

bewußtſein gelangen und ſich als ein einheitliches Weſen fühlen und begreifen? Wie kommt er dazu, zu denken, zu wollen, ſich mit Kunſt und Wiſſenſchaft, mit Religion und Politik zu beſchäftigen, die Keplerſchen Planetengeſetze aufzuſtellen, neue philoſophiſche und nationalökonomiſche Syſteme auszudenken, die Dampfmaſchine und den Telegraphen zu erfinden, die Ilias, die göttliche Komödie, die Shakeſpeareſchen Schauſpiele zu dichten und ähnliches?

Nein, der Materialismus iſt nicht eine vernünftige Welterklärung, ſondern die Bankerotterklärung jedes vernünftigen Denkens.

Alfred: Sie haben recht. Noch nie iſt mir die Unhaltbarkeit, ja Abſurdität des Materialismus ſo klar geworden wie in dieſem Augenblick. Ich danke Ihnen, Herr Rektor, für Ihre klare und gründliche Auseinanderſetzung.

Rektor: Ich werde Ihnen jetzt noch beweiſen, daß der Pantheismus ebenſo unhaltbar iſt als der Materialismus.

Alfred: Was nennen Sie Pantheismus?

Rektor: Unter Pantheismus verſtehe ich jedes Syſtem, welches behauptet, alles Exiſtierende bilde eine einzige ungeheure Subſtanz; die Einzelweſen, die wir ſehen, ſeien nur verſchiedene Erſcheinungen oder Momente dieſer einen alles umfaſſenden Subſtanz. Nach dem Pantheismus ſind alſo der Menſch, das Tier, der Stein, die Erde, die Planeten und Fixſterne nur eine und dieſelbe Subſtanz oder Weſenheit; ſie

unterſcheiden ſich nur als Momente oder Erſcheinungen dieſer Subſtanz.

Nun frage ich: iſt eine ſolche Auffaſſung nicht im ſchreiendſten Widerſpruch mit unſerem klaren Bewußtſein? Nicht wahr, Sie ſind ſich doch klar bewußt, daß Sie ein anderes ſelbſtändiges Weſen ſind als ich? daß wir beide zwei Subſtanzen und nicht eine ſind? Als der ruſſiſche Student, von dem Sie mir erzählten, Ihnen die Fauſt vor das Geſicht hielt und Sie zum Duell herausforderte, hatten Sie da nicht das klare Bewußtſein, daß Sie und der Ruſſe zwei ganz verſchiedene, voneinander völlig unabhängige, ſelbſtändige Weſen und nicht bloß Accidenzen derſelben Subſtanz ſeien?

Alfred: O ganz gewiß.

Rektor: Ferner, die eine allumfaſſende Subſtanz der Pantheiſten muß doch wohl als eine überaus weiſe, intelligente und mächtige gedacht werden. Denn alles Große und Herrliche, was wir in der Welt ſehen, iſt ihr Werk; ſie hat die großen Meiſterwerke der Menſchen geſchaffen, ſie macht die ſtaunenswerten Erfindungen in Künſten und Wiſſenſchaften, auf die unſer heutiges Geſchlecht ſo ſtolz iſt. Die Pantheiſten nehmen ja gerade deshalb eine einzige Subſtanz an, um die Zweckmäßigkeit, Schönheit, Einheit und Harmonie des Univerſums zu erklären. Können Sie ſich nun vorſtellen, daß dieſe eine intelligente Subſtanz hier als Narr im Irrenhauſe tobt,

dort als Blödsinniger tagelang in eine Ecke ſtiert, hier als unwiſſender Helote die niedrigſten Arbeiten verrichtet, dort als großer Staatsmann und Feldherr Mit- und Nachwelt mit dem Ruhm ſeiner Thaten erfüllt; hier ein großer Mathematiker iſt wie Gauß und Cauchy, dort in einem andern auch nicht das geringſte Verſtändnis für mathematiſche Probleme hat; hier als Kubaner oder Philippiner ſich gegen ſich ſelbſt als Spanier empört oder mit ſich ſelbſt Handelsverträge abſchließt; daß ſie hier ein Fetiſch- oder Sonnenanbeter, dort ein gläubiger Chriſt, im dritten ein erklärter Atheiſt iſt, alſo ſich ſelbſt in die größten Widerſprüche verwickelt und in dem einen für heilig hält, was ſie in dem andern verabſcheut? Können Sie ſich vorſtellen, daß dasſelbe Weſen als Pferd wiehert, als Ochſe brüllt, als Borſtenträger im Schlamme wühlt; hier als Tiger und Löwe die Menſchen, d. h. ſich ſelbſt verſchlingt, und dergleichen Abſurditäten mehr?

Alfred: Es iſt nicht nötig, daß Sie weiter fortfahren; ich verſpüre wirklich keine Luſt, Anhänger eines ſolchen vernunftwidrigen Syſtems zu ſein. Gewiß, auch der Pantheismus iſt abgeſchmackt.

Rektor: Noch eine wichtige Bemerkung über das Verhältnis Gottes zur Welt muß ich hinzufügen. Die Pantheiſten lieben es, über den Gott zu ſpotten, der außerhalb der Welt ſtehe und ſie durch Schieben und Stoßen bewege und regiere. Wenn ſie damit nur andeuten wollten, Gott

sei von den geschaffenen Dingen wirklich verschieden, so wäre sachlich nichts dagegen einzuwenden. Aber sie scheinen anzunehmen, nach dem Glauben der Christen stehe Gott ganz außerhalb der Welt, etwa auf einem entfernten Fixstern, und regiere und stoße die Welt von dort aus, und in diesem Sinne weisen wir die Annahme als unwürdig zurück. Und zwar aus einem doppelten Grund. Vor allem bewegt Gott die Dinge nicht durch bloß äußerliches Stoßen, wie etwa der Kolben das Rad oder der Schütze den Pfeil, sondern durch die Neigungen und Triebe, welche er bei der Erschaffung in die Natur der Dinge gelegt hat. Durch die ihnen anerschaffenen, zu ihrer Natur gehörigen Triebe und Kräfte bewegt Gott die Dinge, wobei jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß er dieselben ausnahmsweise durch äußere Einwirkung in Bewegung setze, nicht durch Schieben und Stoßen, sondern durch einen bloßen Akt seines allmächtigen Willens. — Sodann darf man sich Gott nicht als ein uns fremdes, weit von uns entferntes Wesen denken. Er ist allgegenwärtig. Wo immer ein geschaffenes Wesen ist, sich bewegt und lebt, dort ist auch Gott, mit seiner allmächtigen Gegenwart das Geschöpf erhaltend und regierend. Einem jeden von uns ist er sozusagen gegenwärtiger als wir uns selbst. Er ist, wie der hl. Paulus zu den Athenern sagte, nicht fern von jedem aus uns; „denn in ihm leben wir und bewegen wir uns und sind wir".

Alfred: Fürwahr, das ist eine unendlich würdigere und befriedigendere Auffassung als die der Pantheisten, die Gott zur Materie herabwürdigen.

Rektor: Wenn also sowohl der Materialismus als der Pantheismus unhaltbar und unvernünftig sind, dann bleibt als vernünftige Weltanschauung nur der Theismus übrig, d. h. die Annahme eines persönlichen allweisen und allmächtigen Gottes, der diese Welt aus nichts erschaffen hat und regiert, der ihr Herr und ihr Endziel ist, wie es das Christentum lehrt. Nur bei dieser Annahme erklärt sich befriedigend die sich jedem Vernünftigen stets und notwendig aufdrängende Wahrnehmung, daß das Weltall weder eine bloße Einheit noch eine bloße Vielheit, sondern eine Einheit in der Vielheit oder eine einheitlich geordnete Vielheit ist.

Alfred war in Nachdenken versunken und schwieg. Der Rektor erkannte, daß es für diesmal genug sei. Er verabschiedete sich also aufs freundlichste und versprach am folgenden Tage wieder zu kommen.

Ein mächtiger innerer Sturm wütete in der Seele Alfreds, als er wieder allein war. Erst jetzt gingen ihm die Augen auf über die Tiefe und Schrecklichkeit des Abgrundes, an dessen Rand ihn Leichtsinn und blinder Autoritätsglaube gebracht hatten. Ja ohne genügenden Grund, auf das bloße Ansehen einiger ungläubigen Gelehrten und ihrer Schlagwörter hatte er den Glauben seiner Jugend preisgegeben.

Und was ihn fast ebensosehr als die Gründe des Rektors von der Unhaltbarkeit des atheistischen Standpunktes überzeugte, war die Einsicht, die ihm jetzt wieder lebhaft vor die Seele trat: Ohne Gott giebt es keine Autorität. Wenn etwas, so war ihm dies während seines Aufenthaltes an der Universität klar und zweifellos geworden. Also, schloß er jetzt, muß man entweder mit den Christen an Gott glauben oder aber mit den Anarchisten jede Autorität verwerfen und sprechen: Ni Dieu ni maître.

Der Anarchismus ist aber absurd, schloß er weiter. Wie kann noch von gesellschaftlichem Leben, von Friede und Ordnung, von Fortschritt und Kultur die Rede sein, wenn es keine Autorität giebt, wenn jeder thun kann, was er will? Das wüste Chaos ist die notwendige Folge des Anarchismus. Die Erfahrung zeigt ja klar, daß selbst diejenigen, die principiell jede Autorität verwerfen, wie die Socialdemokraten und Anarchisten, dennoch in der Praxis immer wieder eine Autorität aufzurichten suchen. So wenig kann man der Autorität entraten.

Wenn also der Atheismus notwendig zum absurden Anarchismus führt, muß er selbst auch absurd sein. Denn ein Princip, das notwendig zu vernunftwidrigen Folgerungen führt, muß in sich selbst vernunftwidrig sein.

So kehrte sein Herz, das aufrichtig die Wahrheit suchte, unvermerkt immer mehr zum Glauben seiner Kindheit zurück.

Der einzige Grund seines Unglaubens waren die atheistischen Auslassungen der Professoren und Kameraden gewesen. Jetzt da die Unhaltbarkeit dieses Grundes klar vor seinem Geiste stand, erwachte in seinem Herzen mit voller Kraft der Glaube, den er mit der Muttermilch eingesogen und in dem er erzogen und groß geworden war.

IV.

Als am andern Tage der Rektor wieder erschien, war die Umwandlung im Herzen Alfreds schon geschehen. Schon hatte er im tiefsten Grunde seiner Seele gesprochen: „Ich glaube, o Herr, hilf meinem Unglauben!" Mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck empfing er den Rektor. Doch gestand er die vollzogene Umwandlung nicht sogleich; er wollte ihm noch einige Schwierigkeiten vorlegen, die er in den Vorlesungen gehört hatte und deren volle Lösung er zu erhalten wünschte.

Ich danke Ihnen, Herr Rektor, so begann er, für die freundliche Belehrung, die Sie mir in den verflossenen Tagen zu teil werden ließen und die meinem Herzen so wohlgethan hat. Gestatten Sie aber, daß ich Ihnen einige weitere Bedenken vorlege, die mir noch geblieben sind.

Das erste Bedenken betrifft die Schöpfung. Die Welt, wie sie heute vor uns liegt, ist entstanden. Nun gebe ich gerne zu, sie kann nicht das Resultat eines bloßen

Haufens durcheinanderſchwirrender Atome ſein, wie der Materialismus behauptet, und ebenſowenig kann ſie als bloße Emanation der Gottheit aufgefaßt werden, wie dies die Pantheiſten thun. Dann bleibt aber nichts übrig als die Schöpfung, die Erſchaffung der Welt aus nichts anzunehmen. Die Erſchaffung der Welt aus nichts iſt aber ein Widerſpruch; denn wie uns wiederholt eingeſchärft wurde: „Aus nichts wird nichts.“ Das Princip ſcheint mir unumſtößlich und iſt mit dem Begriff der Schöpfung unvereinbar.

Rektor: Lieber Freund, unſere Gelehrten ſtellen ſich doch ein recht arges Armutszeugnis aus, wenn ſie etwas als großen Trumpf gegen das Chriſtentum ausſpielen, was in jedem Lehrbuch der chriſtlichen Philoſophie als „Einwurf“ für Anfänger aufgeführt und klargelegt wird.

Der Grundſatz: „Aus nichts wird nichts“ beſagt: das Nichts kann weder wirkende Urſache ſein oder etwas hervorbringen, noch kann es der Stoff ſein, aus dem etwas gebildet wird. Beides iſt unzweifelhaft richtig, hat aber mit der Schöpfung nichts zu thun. Gott beſtand von Ewigkeit her durch ſich ſelbſt. Er ſchafft aus nichts heißt ſo viel als: ſeine Macht iſt ſo groß, daß er keines Stoffes und keiner Werkzeuge bedarf, um einem Ding das Daſein zu geben. Es genügt, daß er es als möglich erkenne und ſein Daſein wolle.

Der Mensch kann nur dadurch etwas Neues hervorbringen, daß er den schon vorhandenen Stoff umformt oder mit andern Stoffen verbindet. Der Allmächtige aber bedarf keines Stoffes und keines Werkzeuges. Er braucht nur das erkannte mögliche Wesen verwirklichen zu wollen und es tritt ins Dasein. „Er sprach, und es ist geworden, er befahl, und es war geschaffen.“ [1] Ist das ein Widerspruch?

Alfred: Ich sehe keinen.

Rektor: Wohl niemand wird mit Grund darin einen Widerspruch finden können. Die Schöpfungskraft kann allerdings nur einem allmächtigen, unendlich vollkommenen Wesen zukommen, und deshalb ist die Erschaffung ein sicherer Beweis für die Unendlichkeit Gottes. Erschaffen heißt im Hervorbringen der Dinge unabhängig sein von jedem Stoff und jedem Werkzeug; es heißt, einem Dinge durch einen bloßen Willensakt das Dasein geben. Wer aber so zu wirken vermag, muß allmächtig sein. Sein Wirken ist nicht mehr durch Stoff und Werkzeuge auf diese oder jene Art von Dingen, auf eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort beschränkt, sondern erstreckt sich auf alles, was er zu erkennen und zu wollen vermag. So legen die Geschöpfe Zeugnis ab von der Allmacht und damit auch von der unendlichen Vollkommenheit Gottes. Ist Ihnen nicht schon oft, wenn Sie

[1] Ps. 32, 9.

in stiller Nacht zum Sternenhimmel emporblickten, ein unbestimmtes Ahnen und Sehnen in der Seele aufgestiegen?

Alfred: O gewiß! Oft hat dieser Anblick eine Art Heimweh nach einer fernen Welt in meinem Herzen wachgerufen, und oft stieg in mir die Frage auf, wer wohnt dort über den Sternen, wer hat diese Millionen funkelnder Gestirne an das Firmament gesät?

Rektor: Derartige Eindrücke wird wohl jedes unverdorbene Gemüt empfangen, das sinnend von dem kleinen Eiland unserer Erde hinausschaut in den unermeßlichen Ocean der Sternenwelt. Wie uns die Physiker lehren, legt das Licht in einer Sekunde 300 000 Kilometer oder ca. 42 000 geographische Meilen zurück. Das ist eine Entfernung, für die wir auf Erden gar kein Maß haben. Welche ungeheure Strecken muß also das Licht in einer einzigen Stunde zurücklegen! Solche Entfernungen vermögen wir uns gar nicht vorzustellen. Und doch sagen uns die Astronomen auf Grund sehr wahrscheinlicher Berechnungen, daß das Licht der fernsten Nebelflecken mehrere Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen! Wenn also Gott zur Zeit der Geburt Christi einen Fixstern in jenen Fernen geschaffen hätte, so wäre dessen Licht auch heute nach achtzehnhundertjährigem Flug noch nicht bis zu uns gelangt.

Und diese Sterne in jenen unermeßlichen Fernen, sie gehorchen ganz denselben Gesetzen, wie der winzige Planet, auf

dem wir unsere kurzen Tage verleben; dieselbe Hand, welche unsern Erdball trägt, hat auch jene fernen Gestirne geschaffen und leitet sie am goldenen Zügel, wie es so schön der Prophet Baruch schildert: „Der Herr sendet das Licht, und es geht; er ruft es, und es gehorcht ihm zitternd. Die Sterne werden von ihm gerufen, und sie antworten: Da sind wir! Sie leuchten mit Lust vor ihrem Schöpfer.“ [1]

Bei solchen Erwägungen wird man von einem heiligen Schauer ergriffen! Man möchte anbetend niedersinken in den Staub im Gefühle der eigenen Winzigkeit und Armseligkeit und der unendlichen Größe und Majestät des Schöpfers, dessen Thron der Himmel und dessen Fußschemel die Erde ist!

Auch manche von den gelehrten Professoren, die Sie hier in Berlin gehört, können sich beim Anblick des Weltalls dieses Gefühles der eigenen Armseligkeit und des ehrfurchtsvollen Schauers vor einer verborgenen Majestät nicht erwehren. Einer von ihnen hat selbst bekannt, daß uns die tiefere Erfassung der Natur überall „an den schwindelnden Rand des Unendlichen“ führt. Aber sie ziehen es vor, das Universum selbst mit dem Lichte der Gottheit zu umkleiden. Dann wird man ja selbst eine Erscheinung der Gottheit und braucht nicht mehr vor einer fremden Gottheit sein Knie zu beugen, ihr Opfer zu bringen und ihren ewigen Richterstuhl zu fürchten.

---

[1] Bar. 3, 33.

Die Thoren, welche den Saum des Herrschermantels nicht vom Könige der ewigen Herrlichkeit zu unterscheiden wissen!

Wir aber wollen lieber in Demut mit allen Christen bekennen: „Herr, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde! Denn deine Herrlichkeit ist erhöhet über die Himmel! Schaue ich deine Himmel an, das Werk deiner Finger, den Mund und die Sterne, die du gegründet, (dann frage ich:) was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und der Menschensohn, daß du ihn heimsuchest?“ [1]

Alfred: Herr Rektor, was Sie eben von der Weltauffassung vieler unserer Professoren sagten, kann ich aus meiner Erfahrung vollständig bestätigen. Der oberflächliche Materialismus mit seinem hohlen Gerede von dem allmächtigen Zufall, der in blindem Spiel mit den Atomen diese Welt hervorgebracht, kann keinen denkenden Geist auf die Dauer befriedigen. — Andererseits schrickt man zurück vor dem Christentum mit seinen Forderungen der Demut und Selbstverleugnung und seinen Lehren von der ewigen Vergeltung. Deshalb wirft man sich dem Pantheismus mit seiner äußerst bequemen Religion in die Arme. Man redet dann von Ehrfurcht vor dem Universum, vom Gefühl der eigenen Kleinheit und kann sich so schmeicheln, Religion zu haben, und doch leben wie man will.

---

[1] Ps. 8, 2. 4. 5.

Rektor: Sehr richtig. Schon Göthe hat dieſer pantheiſtiſchen Gefühlsreligion gehuldigt, die den größten Freiſinn auf ſittlichem Gebiete geſtattet. Und Profeſſor Ziegler in Straßburg behauptet geradezu, die Atheiſten hätten oft mehr von dem „göttlichen Funken" der Religion in ſich, als viele ſtreng Gläubigen [1]. Natürlich, wenn man unter Religion nichts verſteht als das Gefühl der Abhängigkeit vom Univerſum und das Bewußtſein, ein Moment im unendlichen Werdeprozeß zu ſein, dann iſt es nicht ſchwer, viel von dieſem „göttlichen Funken" zu beſitzen. Jedenfalls iſt eine ſolche Gefühlsreligion ſehr bequem, bequem wie ein alter Schlafrock.

Alfred: Derartige erbauliche Redensarten über „echte Religioſität" der modernen Anhänger des Rationalismus habe ich von den Lehrſtühlen herab wiederholt vernommen. Anfangs hielt ich ſie für bare Münze, ſpäter ſah ich, daß es ſich nur um ein Spiel mit ſinnloſen Redensarten handelte. Es ſind Feigenblätter, mit denen man vor dem Publikum die atheiſtiſche Blöße bedeckt.

Rektor: Geſtatten Sie mir, daß ich wieder den Faden unſerer Beweisführung aufnehme. Ich möchte Ihnen jetzt noch zeigen, wie ſich vom Standpunkt des Theismus aus all die tauſend Fragen und Rätſel ſo leicht und ſo befrie-

[1] Sittliches Sein und ſittliches Werden S. 126.

digend lösen, und das ist fürwahr kein geringer Beweis für seine Wahrheit.

Der Atheist kommt mir vor, wie ein Wanderer im tiefsten Dunkel der Nacht. Wo steht er? Woher kommt er? Wohin geht er? Was umgiebt ihn von allen Seiten? Er weiß es nicht. Er stellt Vermutungen auf und kommt immer zuletzt mit dem Zufall und glaubt damit den Stein der Weisen gefunden zu haben.

Der Glaube an den persönlichen, außerweltlichen Gott dagegen ist wie die Sonne, welche das Dunkel der Nacht verscheucht und ihr Licht über alle Dinge ausgießt, so daß man sich mit Leichtigkeit orientieren kann.

Erst vom Standpunkt des Theismus verstehen wir die Zweckmäßigkeit, Ordnung, Schönheit und Harmonie des Universums. O wie entzückend ist der Ausblick von der Bergeshöhe auf eine herrliche Landschaft im Lichte der untergehenden Sonne: wie leuchten in ihren goldenen Strahlen Berge und Thäler, Flüsse und Seen, Dörfer und Städte, Wälder und Felder weit hinaus bis an das Meer. Und hoch darüber steht im Purpur des Abendrots der Himmelsdom, auf dessen Gewölbe schon der Abendstern, der Vorbote des Sternenheeres, in mildem Glanze schimmert. Das ist nur ein kleines Bild, eine Momentphotographie, wie sie die Natur in reichster Fülle und Mannigfaltigkeit und in stetem Wechsel bietet. Der Materialismus vermag die Ordnung

und Harmonie nicht zu erklären. Er hat nichts als eine unermeßliche Zahl von winzigen Ziegelsteinen und darüber die Gottheit des Zufalls. Der Pantheismus seinerseits vermag die Vielheit und Mannigfaltigkeit nicht zu erklären.

Der Theismus dagegen erklärt alles in der einfachsten, natürlichsten und befriedigendsten Weise. Was das Attraktionsgesetz in der materiellen Welt, das ist für die Gesamtheit aller Dinge, das ewige Gesetz, der Vernunftwille Gottes, der alles aus nichts erschaffen hat und zum höchsten Weltzwecke hinordnet. Dieser höchste Weltzweck ist die Verherrlichung Gottes und die ewige Beseligung der vernünftigen Geschöpfe.

Ja, auch die Beseligung des Menschen, und das ist ein neuer Beweis für die Wahrheit des Theismus. Geben Sie mir zu, daß jeder Mensch notwendig nach vollkommenem Glücke strebt?

Alfred: Ich bitte mir die Frage näher zu erklären.

Rektor: Unter vollkommenem Glück versteht man einen Zustand, in dem man von allen Übeln frei und im Besitze alles wünschenswerten Guten ist? Geben Sie mir nun nicht zu, daß jeder Mensch naturnotwendig und unwillkürlich alle Übel flieht und nach vollkommenem Besitz des Guten strebt?

Alfred: Doch, ich gebe es zu.

Rektor: In der That, was der Mensch immer und überall naturnotwendig will, das ist, glücklich zu sein, alle Wünsche

seines Herzens befriedigt zu sehen. Der eine Mensch mag sein Glück in den sinnlichen Vergnügungen, ein anderer im Besitze großer Reichtümer, wieder ein anderer in Ehre und Macht suchen: aber glücklich werden wollen sie alle. O wie tief wurzelt doch der Drang nach Unsterblichkeit, nach ewigem, nie endendem Glück in der Menschenbrust! Dieser Drang läßt sich nicht zum Schweigen bringen. Er treibt den Menschen zum rastlosen Schaffen. „Nach einem glücklichen, goldenen Ziel sieht man sie rennen und jagen.“ Deshalb pflanzt der Mensch auch noch am Grabe das Zeichen der Hoffnung auf.

Welches Glück weiß nun der Atheismus dem Menschen zu gewähren? Nichts, als die kurzen Genüsse dieses Erdenlebens und dann nach einem zwecklosen Dasein den gähnenden Abgrund des Nichts.

Doch nein, ich muß mich verbessern, auch der Atheismus sieht, daß das Menschenherz nach vollkommenem Glück verlangt, auch er stellt deshalb dem Menschen ein Glück in Aussicht. Aber welch ein Glück! Obwohl wir einst in die ewige Nacht des Nichts zurücksinken werden, meint Professor Ziegler[1], so brauchen wir uns doch keine trüben Zukunftsgedanken zu machen. „Wir können uns vorderhand schon im Geiste des Blattes der Geschichte freuen, auf dem dereinst

[1] A. a. O. S. 142.

der Anteil unſerer Generation an der Kulturentwicklung der Menſchheit verzeichnet und gewogen ſein wird."

Alfred: Das ſoll vielleicht ein bloßer Scherz ſein, eine Art Galgenhumor?

Rektor: Scherz? Keineswegs, das iſt ihm der vollſte Ernſt; und ähnliche Gedanken kehren bei vielen modernen Gelehrten wieder, die mit dem Chriſtentum zerfallen ſind. Und ſie müſſen ſo ſprechen, denn ein ewiges Leben giebt es nach ihnen nicht, alſo müſſen ſie mit hochklingenden Redensarten und eitlem Gaukelſpiel der Einbildungskraft das Herz zu tröſten oder vielmehr zu vertröſten ſuchen.

Doch mit jeder Faſer proteſtiert das menſchliche Herz gegen eine ſolche troſtloſe Weltanſicht. Irgendwo und irgendwann will es glückſelig werden. Mit Recht ſagte einſt W. v. Humboldt: „Wären wir nicht gleichſam ſchon ausgeſtattet mit dieſer Gewißheit (der Unſterblichkeit) auf die Erde geſetzt, ſo wären wir in der That in ein Elend hineingeſchleudert."[1]

Und, Gott ſei es gedankt, wir können vollkommen und ewig glücklich werden, wenn wir nur wollen. Dieſes armſelige Erdenleben iſt ja nur die Zeit unſerer Wanderſchaft, unſerer Prüfung; der Tod iſt der Thorwart der ewigen Stadt Gottes. Von den Zinnen dieſer Stadt leuchtet uns die Krone entgegen, die einſt unſer Haupt ſchmücken ſoll,

[1] Brief an eine Freundin II (Leipzig 1848), 270.

wenn wir im Dienſt unſeres Herrn treu bis zum Tode ausharren.

Der Atheismus dagegen raubt dem Menſchen alle und jede Hoffnung auf eine glückſelige Unſterblichkeit und untergräbt damit jede ſittliche Ordnung.

Alfred: Das beſtreiten aber unſere Profeſſoren mit großer Entſchiedenheit. Die ſittliche Ordnung, ſagte uns Profeſſor G., muß auf ſich ſelbſt gegründet ſein und bedarf nicht der „Krücke“ der Furcht und Hoffnung.

Rektor: Allerdings behaupten die ungläubigen Gelehrten das, aber mit ſchönen und wohlklingenden Redensarten kommt man nicht durch das praktiſche Leben. Die Beobachtung der ſittlichen Ordnung verlangt nun einmal von jedem Menſchen manche und ſchwere Opfer. Er muß ſeine ſinnlichen Triebe der Vernunft, ſeine ſelbſtſüchtigen Intereſſen dem Wohl der Familie und des Staates unterordnen. Das erfordert Überwindung, Opfer und Kampf, und zwar einen Kampf, der erſt mit dem letzten Atemzuge aufhört. „Ein Kriegsdienſt iſt des Menſchen Leben auf Erden.“ [1] In dieſem Kampf muß man nicht ſelten alle ſeine irdiſchen Intereſſen, ſelbſt das Leben zum Opfer bringen.

Was ſoll nun den Menſchen zu dieſem Kampf, zu dieſen Opfern befähigen, wenn es kein ewiges Leben giebt,

[1] Job 7, 1.

wenn der Glaube an eine ewige Vergeltung ein thörichter Wahn ist?

Paulsen schreibt: „Es ist oft die Frage erwogen worden: worin doch das Geheimnis der Lebenskraft der schon so oft totgesagten und totgeglaubten katholischen Kirche liege?“ Und was antwortet er: „Das eigentliche Geheimnis liegt wohl darin, daß in ihr immer Männer und Frauen die Kraft finden, ihr Leben zum Opfer zu geben. Waren es auch immer nur einzelne, so kostbar und wirksam ist das Opfer, daß es den herabziehenden und zerstörenden Einfluß der vielen, die in der Kirche ihr Wohlleben suchten, aufzuwiegen im stande war.“ [1]

Was hier von den vielen gesagt wird, die in der Kirche ihr Wohlleben suchten, wollen wir dem protestantischen Gelehrten zu gute halten. Daß es aber nur einzelne seien, die ihr Leben zum Opfer gaben, ist ganz offenbar unrichtig. Ich will hier nicht auf die große Zahl Märtyrer und Heilige hinweisen, welche die Kirche zu allen Zeiten hervorgebracht. Nein, ich weise nur hin auf die mehreren hunderttausend Ordensmänner und Ordensfrauen, die in der katholischen Kirche ihr Leben im Dienste Gottes unblutig opfern. Durch das Gelübde der Armut verzichten sie auf allen persönlichen Besitz und Erwerb, durch das Gelübde der Keuschheit auf

[1] System der Ethik I, 141—142.

alle Befriedigungen, die das Familienleben bietet, und durch das Gelübde des Gehorsams entsagen sie der freien Verfügung über sich selbst, um sich ganz in den Dienst der Armen, Verlassenen, Kranken, Aussätzigen und Unwissenden zu stellen, und zwar für ihr ganzes Leben. Vor einigen Jahren weihte sich P. Damian Deveuster ganz dem Dienste der Aussätzigen auf Molokai mit der fast sichern Aussicht, selbst bald der entsetzlichen Krankheit anheimzufallen. Selbst viele akatholische Blätter, namentlich in England und Nordamerika, drückten unverhohlen ihre Bewunderung über diesen Heroismus aus. Aber wie? Ist denn das etwas so Seltenes in der katholischen Kirche? Derlei Leprosenanstalten existieren in allen Weltteilen, und überall stellen sich viele Ordensleute in den Dienst dieser Unglücklichen. Und ähnlich ist es in Bezug auf alle ansteckenden Krankheiten. Verdienen übrigens die andern Ordensleute, die alles in der Welt daran geben, um ihr Leben ganz im Dienste der Kranken zuzubringen, ein minderes Lob? Ihr Heroismus mag weniger auffällig sein, aber er ist nicht weniger groß.

Worin liegt nun das Geheimnis für diesen in der katholischen Kirche nie versiegenden Opfergeist? Merkwürdig, daß Paulsen sich diese Frage nicht gestellt hat! Und doch liegt sie so nahe. Und die Antwort? Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei Worte sagen alles. Der Glaube an Gott und die Hoffnung auf ein ewiges Leben, für welches

das gegenwärtige Leben nur die Vorhalle ist, bilden die Grundlage dieses Opfergeistes, und die Liebe zu Gott, zu dem für uns gekreuzigten Erlöser, ist die Wurzel desselben. Man nehme diese drei Tugenden hinweg, und der Opfergeist ist dahin.

Ja ohne Hoffnung auf ein ewiges Leben verliert die große Masse der Menschen jeden sittlichen Halt. Greifen wir nur einige Beispiele aus dem praktischen Leben heraus. Jemand sieht seine Unternehmungen zurückgehen, es droht ihm der Bankerott. Er könnte sie wohl wieder emporbringen, aber nur durch unlautere, unehrliche Machenschaften, durch Lug und Betrug. Der Versucher tritt an ihn heran und flüstert ihm ins Ohr: Wozu diese Zaghaftigkeit? Greif zu, es sieht es kein Mensch. Mit dem Tode ist ja doch alles aus! Was soll ihn nun antreiben, treu an seiner Pflicht festzuhalten, wenn der Glaube an eine jenseitige Vergeltung eitler Wahn ist?

Einem andern steht ein Nebenbuhler im Wege. Er könnte ihn vielleicht beiseite schieben, aber auf Kosten des Gewissens, durch Lüge, Verleumdung oder noch Schlimmeres. Was soll ihn nun bewegen, seine irdischen Interessen den Forderungen des Gewissens zum Opfer zu bringen, wenn das Gewissen nichts ist als ein anerzogenes Gefühl oder ein bloßer Ausspruch meiner Vernunft ohne Beziehung auf einen ewigen Gesetzgeber und Richter, der auch die verborgensten Falten des Herzens durchschaut?

In solchen Augenblicken — und die kommen jedem Menschen wiederholt im Leben —, da reichen schöne Redensarten über die „süße Befriedigung des Rechtthuns", das „selige Gefühl gethaner Pflicht" nicht aus! Was lehren uns denn die großartigen Gaunereien, die sich an die Namen: Gründerperiode, Panama, Banca Romana und andere knüpfen, um von näherliegenden Beispielen zu schweigen? Die Helden dieser Betrügereien sind fast ausnahmslos Atheisten und Anhänger der unabhängigen Moral.

Und nun gehen Sie hinaus unter die große Masse des Volkes, dessen Leben ein beständiger Kampf mit der Not ist und das sich durch mühseliges Schaffen das tägliche Brot verdienen muß. Sagen Sie ihm: Achte die Autorität der Staatsgesetze, beneide die Reichen nicht, sei arbeitsam und nüchtern, hüte dich vor Betrügereien gegen den Arbeitgeber, und besonders halte dich fern von den gefährlichen Bestrebungen der Umsturzparteien. Was vermögen solche Redensarten, wenn es kein ewiges Leben giebt, wenn der Mensch nichts anderes ist als ein weiterentwickeltes Tier, das aus dem Schlamme entstanden ist und einige Zeit im Schlamme herumwühlt, um bald wieder im Schlamme zu verschwinden?

Mit Recht sagt deshalb der hl. Paulus: „Habe ich um menschlicher Meinung willen zu Ephesus gegen die Tiere gekämpft, was nützt es mir, wenn die Toten nicht auferstehen?

Laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen werden wir ſterben.“ [1]

Ich wiederhole alſo kurz: eine Lehre, welche die ganze ſittliche Ordnung untergräbt, kann unmöglich wahr ſein. Nun aber untergräbt der Atheismus die ganze ſittliche Ordnung, wie ich gezeigt, alſo kann der Atheismus nicht wahr ſein.

Bei dieſen Worten erhob ſich der Rektor, um ſich zu verabſchieden. Die Art und Weiſe, wie Alfred ſeinen Ausführungen gefolgt war, überzeugte ihn, daß die Gnade geſiegt hatte.

In der That hatten die Darlegungen des Rektors über die atheiſtiſche Moral mächtigen Widerhall im Herzen Alfreds gefunden. Sie waren nur die Beſtätigung deſſen, was er ſelbſt durch eigene Beobachtung erkannt hatte: die Moral in den atheiſtiſchen Kreiſen iſt vielfach nur ein blumenreiches Gerede über Tugend und Sittlichkeit, unter dem ſich nackte, niedrige Selbſtſucht verbirgt; ſie iſt ein mit Kränzen bedecktes, moderiges Grab.

V.

Am folgenden Tage wurde die Unterredung wieder aufgenommen. Eine der Schwierigkeiten, die man am häufigſten in den Hörſälen gegen das Chriſtentum vorgebracht hatte,

[1] 1 Kor. 15, 32.

betraf die Wunder. Alfred wollte sich diese Schwierigkeit einmal gründlich lösen lassen. Er begann deshalb:

Die christliche Religion ist auf Wunder gebaut. Nun aber hat sich die moderne Wissenschaft fast einstimmig gegen die Wunder erklärt. Ein Professor sagte uns wiederholt, der auf Wunder gegründete Glaube sei der Verzicht auf die Wissenschaft.

Rektor: Daß unsere Professoren immer im Namen der Wissenschaft reden, ist bekannt. Wenn sie sich innerhalb ihres naturwissenschaftlichen Faches halten, habe ich nichts dagegen einzuwenden; aber wenn sie dieses Gebiet verlassen und in philosophischen und theologischen Fragen immer im Namen der Wissenschaft reden: so muß man einem solchen Gebaren mit aller Entschiedenheit entgegentreten. Anmaßliches Reden von Wissenschaft ist keine wahre Wissenschaft. Sonst wären die Socialdemokraten die größten Männer der Wissenschaft, weil sie immer das Wort Wissenschaft im Munde führen.

Welches sind denn die Gründe, die man Ihnen gegen die Wunder vorgebracht hat?

Alfred: Die Wunder, so sagte man, sind unmöglich, weil den Naturgesetzen widersprechend und selbst vom theistischen Standpunkte Gottes unwürdig.

Rektor: Sie haben mir gestern zugegeben, daß die Naturgesetze, wie überhaupt alle Gesetze, einen Gesetzgeber voraussetzen. Ist es nun ein Widerspruch, daß der Gesetzgeber zuweilen eine Ausnahme von seinem Gesetze mache?

Alfred: Durch die Wunder ſcheint ſich Gott ſelbſt zu widerſprechen, indem er will, daß die Naturgeſetze beobachtet werden, und zugleich will, daß ſie nicht beobachtet werden.

Rektor: Widerſpricht ſich ein König, wenn er im allgemeinen ſein Geſetz beobachtet wiſſen will, ſich aber zugleich vorbehält, in einzelnen ſeltenen Fällen aus beſondern Gründen vom Geſetze abzuſehen und zu dispenſieren?

Alfred: Gewiß nicht.

Rektor: Warum ſollte ſich alſo Gott widerſprechen, wenn er dasſelbe in Bezug auf ſeine Geſetze thut?

Alfred: Es ſcheint doch Gottes unwürdig, ein Zeichen von Wankelmut zu ſein, daß er ſeine Geſetze ändere.

Rektor: Das Wunder darf keineswegs aufgefaßt werden als eine Änderung der Naturgeſetze. Gleichwie ein König, der in einem beſondern Fall aus wichtigen Gründen von einem Geſetze dispenſiert, dasſelbe nicht aufhebt oder ändert, ſondern vielmehr bekräftigt, weil er zu erkennen giebt, daß es einer beſondern Erlaubnis bedürfe, um das Geſetz nicht zu beobachten, ſo hebt auch Gott durch die Wunder die Naturgeſetze nicht auf, ſondern beſtätigt ſie eher. Das Wunder iſt ja ſeiner Natur nach eine Ausnahme von einem beſtehenden Geſetz, erſt durch das beſtehende Geſetz wird das Wunder möglich.

Alfred: Jedenfalls erſcheint das Wunder als eine nachhelfende Verbeſſerung der beſtehenden Weltordnung, und es iſt eine Gottes unwürdige Annahme, daß er, der Unendliche,

wie ein mangelhaft gebildeter Künstler oder Werkmeister an seinem Werke Verbesserungen vornehme.

Rektor: Das Wunder ist keine Verbesserung der von Gott festgesetzten Ordnung. Von Ewigkeit her hat Gott die Wunder in seinen Weltplan aufgenommen, und zwar zu dem Zwecke, um den Menschen eine besondere Wohlthat zu erweisen oder um seine Gesandten an die Menschen und seine Offenbarung mit dem Siegel der Gottheit zu beglaubigen. Wenn jedermann mit bloßem Wasser einen Blindgeborenen heilen könnte, würden wir eine derartige Heilung nicht mehr als einen außerordentlichen Beweis dafür ansehen können, daß jemand ein von Gott gesandter Prophet oder ein besonderer Freund und Liebling Gottes ist.

Alfred: Aber die Wunder widersprechen jedenfalls den Naturgesetzen.

Rektor: Auch das nicht. Die Naturgesetze sind ja nur die beständige und gleichmäßige Art und Weise, wie die Dinge ihrer Natur gemäß handeln. Diese Bethätigungsweise setzt aber voraus, daß alle zum Handeln erforderlichen Bedingungen vorhanden seien. Sind alle Bedingungen vorhanden, so zündet das Feuer an, der Stein fällt in die Tiefe u. dgl. Kann nun der Allmächtige nicht diese Handlungsweise dadurch ändern, daß er entweder die zum Handeln erforderlichen Bedingungen nicht eintreten läßt oder dem Handeln Hindernisse entgegenstellt oder auch die Kräfte der Natur durch seine All-

macht ergänzt und zur Hervorbringung höherer Wirkung befähigt? Ist es ein Widerspruch, daß Gott die drei Männer im Feuerofen vor der Glut des Feuers bewahrte? Oder daß er mit gewöhnlichem Wasser plötzlich einen Blinden sehend machte? Oder sollte es ein Widerspruch sein, daß der Allmächtige, der den Menschen aus nichts geschaffen hat, ihn wieder zum Leben erwecke, wenn er gestorben ist?

Alfred: Nimmt man aber einmal Ausnahmen von den Naturgesetzen an, dann ist es um die Gewißheit der Naturwissenschaften geschehen. Denn die Naturwissenschaften setzen die absolut lückenlose Gültigkeit der Naturgesetze voraus. Ich erinnere mich noch lebhaft, daß uns Professor E. Zeller mit großer Zuversicht die Behauptung vortrug, Christus habe nur deshalb mit seinen Zeitgenossen den Wunderglauben geteilt, weil „er so wenig wie sie von Naturgesetzen und ihrer Unverbrüchlichkeit einen Begriff hatte“ [1].

Rektor: Die Wunder stoßen die Gewißheit der Naturwissenschaften keineswegs um. Der Physiker, der wissenschaftlich vorangeht, stellt seine Behauptungen nicht absolut auf, sondern bedingungsweise. Er sagt z. B. nicht: Jeder Körper, den man fallen läßt, legt in der Sekunde einen Weg von so viel Metern zurück, sondern er sagt bloß: Wenn ein Körper

[1] Zeller, Vorträge und Abhandlungen I (2. Aufl.), 537 (Strauß und Renan).

unbehindert zur Erde fällt, legt er in so und so viel Sekunden einen Weg von so und so viel Metern zurück. Dieses Gesetz ist absolut gewiß und leidet keine Ausnahmen; auch Gott kann keine Ausnahme davon machen, ebensowenig als er machen kann, daß in einem Dreieck alle Winkel nicht gleich zwei rechten seien. Wenn nun aber ein Hindernis eintritt, z. B. Gottes Allmacht den Körper am Fallen hindert, so ist das nicht gegen die Behauptung der Physik als Wissenschaft.

Ähnlich verhält es sich mit den andern Naturwissenschaften. Diese stellen ihre wissenschaftlichen Sätze nur bedingt auf. Die Chemiker sagen: Wenn sich zwei Atome Wasserstoff mit einem Atome Sauerstoff verbinden, so entsteht daraus Wasser. Aber sie sagen nicht: In allen Fällen, wo Sauerstoff und Wasserstoff einander nahe gebracht werden, werde sich thatsächlich Wasser bilden. Die nach dem Laufe der Natur erwartete Wirkung kann einmal durch ein unvorhergesehenes Hemmnis oder durch Gottes Allmacht verhindert werden. Das ist nicht gegen die Wissenschaft.

Alfred: Jedenfalls scheinen die Wundererzählungen keinen Glauben zu verdienen. Ich will Ihnen kurz angeben, was uns Professor E. Zeller in dieser Beziehung gelehrt hat. „Ein Wunder ist ein Vorgang, welcher mit der Analogie aller sonstigen Erfahrung im Widerspruch steht, und eben dies ist das Wesen und der Begriff des Wunders.... Wenn es

sich daher um die Glaubwürdigkeit einer Wundererzählung handelt, so heißt dies mit andern Worten: was ist wahrscheinlicher: daß hier in Wirklichkeit etwas geschehen ist, was der Analogie unserer gesamten Erfahrung widerstreitet, oder daß die Überlieferung, welche ein solches Geschehen berichtet, falsch ist? Mit dieser Fragestellung ist auch die Antwort gegeben. Denn da sich die Wahrscheinlichkeit einer Annahme eben nur nach ihrer Übereinstimmung mit andern als wahr anerkannten bemessen läßt, und da uns nun in unserer Erfahrung von ungenauer Beobachtung, ungetreuer Überlieferung, absichtlicher und unabsichtlicher Erdichtung . . . zahllose Beispiele vorliegen, von einem sicher beglaubigten Wunder dagegen . . . kein einziges, so läßt sich kein Fall denken, in welchem der Historiker es nicht ohne allen Vergleich wahrscheinlicher finden müßte, daß er es mit einem unrichtigen Bericht, als daß er es mit einer wunderbaren Thatsache zu thun habe. Wenn daher Strauß die Wunder als schlechtweg ungeschichtlich behandelt, so thut er nur, was er als voraussetzungsloser Kritiker thun muß." [1]

Rektor: Ich habe alle Achtung vor Professor Zeller als Geschichtschreiber der Philosophie, im übrigen ist er ein sehr unselbständiger Nachbeter fremder Theorien; namentlich folgt

[1] Die Tübinger historische Schule (Zeller a. a. O. S. 304—305).

er David Strauß, diesem bei aller Geistreichigkeit höchst oberflächlichen und gehässigen Gegner des Christentums, fast blindlings überall durch dick und dünn. Gerade in der von Ihnen berichteten Ansicht geht dem Herrn Professor die Logik völlig durch. Er will darthun, die Wundererzählungen verdienten keinen Glauben. Und wie fängt er das an? Er behauptet einfach, es gebe kein einziges sicher beglaubigtes Wunder, die Wundererzählungen hätten nur Wahrscheinlichkeit, und dies vorausgesetzt, argumentiert er dann weiter: es ist wahrscheinlicher, daß die Wundererzählung falsch, als daß etwas geschehen sei, was der Analogie unserer Erfahrung widerspricht. Hier wird offenbar wieder gerade das als Behauptung aufgestellt, was zu beweisen ist, nämlich daß die Berichte über Wunder keine Sicherheit bieten.

Diese Behauptung ist aber nicht bloß willkürlich, sie ist offenbar falsch. In der That, warum sollten wir in Bezug auf Wunder keine volle Sicherheit haben können? Das Wunder ist ja ein sinnlich wahrnehmbares Ereignis, das ebensogut beobachtet werden kann als jedes andere sinnlich wahrnehmbare Geschehnis. Daß jemand gestorben ist, vier Tage im Grabe lag, schon Modergeruch verbreitete und nun plötzlich durch ein Wort zum Leben erweckt wurde, läßt sich mit derselben Sicherheit konstatieren, wie etwa die Thatsache, daß jemand krank war und durch eine glückliche Operation geheilt wurde, oder die Thatsache, daß Cäsar ermordet wurde,

daß Hannibal über die Alpen nach Italien zog und Napoleon auf Elba interniert war und von dort entflohen ist. Warum sollten wir in dem einen Fall nicht dieselbe Sicherheit haben können wie in dem andern?

Ich bin übrigens in der glücklichen Lage, der Autorität des Philosophen Zeller die Autorität eines Historikers ersten Ranges, nämlich A. Fr. Gfrörers, entgegenzustellen. Auch dieser große Geschichtschreiber war als Candidat der protestantischen Theologie durch rationalistische Professoren um den Glauben gebracht worden und huldigte der Ansicht, das Christentum sei ganz natürlich entstanden, es sei nichts als eine Mischung von philosophischem Judentum, jüdischer Orthodoxie, verbunden mit griechischer Philosophie und Mythologie. Aber er wollte der Wahrheit durch eigenes Studium auf den Grund gehen und band sich durch die eines Historikers allein würdige Regel: Komme ich durch meine historischen Forschungen auf unumstößlich beglaubigte übernatürliche Thatsachen, so werde ich sie annehmen und mich vor ihnen beugen, mögen sie mit meinen bisherigen Anschauungen übereinstimmen oder nicht. Sie sehen, er stellte die Vernunft über Parteirücksichten.

Gfrörer verlegte sich nun auf das Studium der Quellen, welche über das Urchristentum berichten, und je mehr er sich in dieses Studium vertiefte, um so gebieterischer trat die Forderung an ihn heran, die Auferstehung Jesu von

Nazareth als unzweifelhaft beglaubigte Geschichtsthatsache anzuerkennen. Die Briefe des Apostels Paulus, deren Echtheit nur ein Thor bestreiten kann, die ganze Existenz dieses Apostels von seiner Bekehrung vor Damaskus bis zu seinem Martyrium, zusammengehalten mit allem, was die ersten zwei Jahrhunderte über den Glauben, den Bekennermut, die Festzeiten, das Leben der Christen berichten, traten für den geschichtlichen Charakter jener Thatsache mit einer solchen Wucht ein, daß er sich sagen mußte: Nehme ich sie nicht einfach an, so habe ich kein Recht, irgend welche geschichtliche Thatsache des Altertums als hinreichend verbürgt anzusehen; denn keine kann sich, was Vollwichtigkeit der Zeugnisse betrifft, mit der Auferstehung Jesu messen[1]. Und der redliche Geschichtsforscher, dem die Wahrheit über alles ging, beugte sich den Thatsachen und wurde wieder ein gläubiger Christ, ja er wurde Katholik, weil er sah, daß nur die katholische Kirche Jesum so behandelte, wie er behandelt werden muß, wenn er wahrer Gott ist.

So Gfrörer, der Geschichtsforscher. Was bedeutet es solchen Zeugnissen und solchen Beweisen gegenüber, wenn skeptische Philosophen wie Hume, Strauß und Zeller zu behaupten wagen, wir hätten keine sicher beglaubigten Wunder?

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach XXI, 123—125.

Alfred: Sie haben recht, Herr Rektor. Meines Erachtens sind es auch keineswegs historische Betrachtungen, die den Professor Zeller verhindern, an Wunder zu glauben, sondern vorgefaßte philosophische Meinungen. Denn ich erinnere mich ganz genau, daß er in einer seiner Abhandlungen von der Auferstehung Christi sagte: „Die Wirklichkeit eines solchen Ereignisses könnten wir nicht glauben, wenn sie noch so stark bezeugt wäre.“ [1]

Rektor: Dieser Spruch rührt von D. Hume her und wird von unsern Atheisten dem englischen Skeptiker fleißig nachgebetet. Er ist recht bezeichnend für unsere ungläubigen Gelehrten, die sich ihres Positivismus rühmen und immer auf Thatsachen pochen. Sobald die Thatsachen mit ihren vorgefaßten Meinungen nicht stimmen, dann ist es aus mit dem Bauen auf Thatsachen.

Ich will hier noch einen andern Gelehrten erwähnen, der sich recht charakteristisch über die kritischen Grundsätze der modernen Geschichtsforscher in Bezug auf alles Übernatürliche ausdrückt: Prof. Ed. Meyer (Halle) schreibt: Der absolute Maßstab dessen, was überhaupt in menschlichen Verhältnissen möglich ist, bleibt immer die letzte und sicherste Instanz histo-

[1] Zeller, Vorträge und Abhandlungen I, 543 (Strauß und Renan).

riſcher Kritik. Wenn wir von Menſchen leſen, die 10 Ellen lang waren und 500 Jahre lebten, ſo verwerfen wir die Angabe und mag ſie auch noch ſo gut beglaubigt ſein. Wenn wir erkennen, daß die beſtbeglaubigten Thatſachen der „Quellen" ſachlich unmöglich ſind, ſo bleibt uns nur die Wahl, entweder die Quelle für gefälſcht, oder ihren Verfaſſer für einen Schwindler oder für einen leichtgläubigen unkritiſchen Menſchen zu erklären. Wer Kornemanns Satz (daß die moderne Kritik ſelbſt die beſtbeglaubigten Thatſachen der Quellen umzuſtoßen ſich verfange) als berechtigt anerkennt, muß auch den ſtreng methodiſch geführten Nachweis anerkennen, daß der hl. Bernhard Wunder gethan und daher wirklich ein von Gott inſpirierter (?) Heiliger war." [1]

Das ſind recht bezeichnende Worte. Sobald etwas das Maß deſſen überſteigt, „was überhaupt in menſchlichen Verhältniſſen möglich iſt", ſo verwirft es die „hiſtoriſche Kritik". Mögen alſo die Auferweckung des Lazarus, die Auferſtehung Chriſti und ähnliche Wunder noch ſo gut beglaubigt ſein, Prof. Meyer leugnet ſie, weil ſie nicht möglich ſind, d. h. weil er ſie nicht für möglich hält! Das nennt man freie und unbefangene Forſchung!

---

[1] Vgl. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statiſtik von Conrad, 3. Folge, XV, 59 Anm.

Alfred: Ich danke Ihnen, Herr Rektor. Ihre Auseinandersetzungen haben mich vollständig befriedigt. Ich hätte zwar noch eine Schwierigkeit, die ich Ihnen gerne vorlegen möchte, aber ich fürchte Ihre Zeit und Ihre Geduld schon über Gebühr in Anspruch genommen zu haben.

Rektor: O diese Furcht ist vollständig unbegründet. Aber ich besorge eher durch meine Ausführungen Ihre noch schwachen Kräfte zu sehr angestrengt zu haben. Ich schlage Ihnen deshalb vor, die Fortsetzung unserer Besprechungen auf morgen zu verschieben.

Das Anerbieten wurde von Alfred mit Dank angenommen. Er fühlte das Bedürfnis, allein zu sein, um ungestört den tausenderlei Gedanken nachzugehen, die seine Seele von allen Seiten bestürmten.

VI.

Als am folgenden Morgen der Rektor sich eingefunden hatte, begann Alfred: Die letzte Schwierigkeit, Herr Rektor, die mir noch geblieben und die ich Ihnen gestern nicht mehr vorzulegen wagte, betrifft das Übel in der Welt. Noch in jüngster Zeit ist mir diese Schwierigkeit entgegengehalten worden, nicht nur in den Hörsälen, sondern auch außerhalb derselben, und ich muß Ihnen gestehen, ich habe noch keine vollkommen befriedigende Lösung gefunden.

Wie ist es möglich, so frage ich, daß Gott eine Welt so voll von Übeln aller Art schaffen konnte? Gott ist ja un-

endlich vollkommen und gut. Wenn er nun der Schöpfer der Welt ist, müßte dann nicht auch die Welt ein reines Bild seiner unendlichen Vollkommenheit, ein klarer Spiegel seiner Liebe und Güte sein? Der unendlich Gute kann nur Gutes wollen und mitteilen. Woher also das unermeßliche Meer von Übeln und Schmerzen, von Krankheiten und Leiden, von Sünden und Verbrechen, welches einen fast beständigen Thränenregen erzeugt und diese Welt zu einem Thale der Thränen macht?

Rektor: Die Frage, die Sie da aufwerfen, ist eine der schwierigsten in der ganzen Religionslehre. Sie ist so alt als die Menschheit. Von jeher haben sich die heidnischen Weltweisen mit ihr befaßt, aber erst das Christentum hat eine vollständig befriedigende Lösung gegeben.

Um in dieser schwierigen Frage mit größerer Klarheit voranzugehen, müssen wir zwei Arten von Übeln auseinanderhalten: die physischen und die moralischen Übel. Die Krankheit, der Schmerz, die Blindheit und ähnliches sind Übel der physischen Ordnung; die Sünde dagegen und, wenn man will, auch die Strafe sind Übel der moralischen Ordnung.

Reden wir zuerst von dem physischen Übel. Ich hoffe, einige Erwägungen werden Sie leicht davon überzeugen, daß diese Übel der Weisheit und Güte Gottes nicht widersprechen.

Vor allem müſſen wir uns aber vor den ungeheuerlichen Übertreibungen hüten, deren ſich das heutige gallſüchtige Geſchlecht der Peſſimiſten ſchuldig macht. Wenn man Schopenhauer und Hartmann mit ihren Adepten reden hört, ſo ſollte man meinen, die Erde ſei nur ein elendes Hundeloch, in dem Schmerz und Hunger ihre Wohnung aufgeſchlagen und kein lieblicher Sonnenblick das Daſein erfreut. Iſt dem wirklich ſo? Nur wer von Lebensüberdruß ganz durchſäuert und verbittert iſt, kann ſo etwas behaupten. Wer ſich noch ein bißchen Frohſinn und Unbefangenheit bewahrt, ſieht denn doch ganz anders in dieſe Welt hinein. Wie? Tagtäglich liefern uns Kunſt und Wiſſenſchaft neue Arten von Gütern und Genüſſen, und von einem Freudenfeſt geht es zum andern, und da haben wir den Mut, beſtändig über das Elend des Daſeins zu klagen! Nein, wir ſind ein undankbares Geſchlecht, nicht wert der unzähligen Wohlthaten, mit denen uns Gott jeden Tag ſo freigebig überſchüttet. Sind wir nicht wie ungebärdige, ſtolze Bettler, die nie ein Wort des Dankes und der Freude haben, ſondern beſtändig die milden Gaben mit trotzigem Murren in Empfang nehmen?

Doch neben dem vielen Guten und Schönen, das uns die Erde bietet, giebt es auch viel Leid und Kreuz. Wer möchte es leugnen? Dürfen wir aber deshalb den Schöpfer anklagen? Jedenfalls müſſen wir, um gerecht zu bleiben, von dieſen Leiden diejenigen abziehen, die wir ſelbſt uns

verursachen. Wenn die Menschen durch Unmäßigkeit, Ausschweifung, Trägheit, Zorn und andere Leidenschaften sich täglich Krankheiten und Leiden aller Art zuziehen, dürfen sie dafür den Schöpfer anklagen? Und wenn sie sich gegenseitig durch Neid, Haß, Mißgunst, Ungerechtigkeit, Verleumdung, Diebstahl, Mord, Streit und Krieg tagtäglich unzählige Übel zufügen, haben sie ein Recht dafür, den Schöpfer anzuklagen? Also bevor wir gegen Gott zürnen, wollen wir zuerst reuig an unsere eigene Brust klopfen! Ein sehr großer Teil der Übel in der Welt müssen wir auf unser eigenes Konto setzen.

Was die übrigen unvermeidlichen Übel in der Welt betrifft, so sei zunächst bemerkt, daß manche Übel sich naturnotwendig aus dem Wesen der Geschöpfe ergeben. Die Geschöpfe können nicht allseitig und absolut vollkommen sein. Die Geschöpflichkeit schließt die absolute Vollkommenheit wesentlich aus. Deshalb ist eine absolut vollkommene Welt ein innerer Widerspruch.

Der Mensch z. B. ist ein aus Leib und Seele zusammengesetztes Wesen und deshalb von Hause aus der Ermüdung, dem Hunger und Durst, den Krankheiten und dem Tode unterworfen. Nur durch ein übernatürliches Eingreifen kann Gott diese Übel ganz oder teilweise heben. Der Allmächtige hatte nun aus freier Güte dem ersten Menschen diese Leidensunfähigkeit und Unsterblichkeit verliehen. Aber durch die

Sünde gingen dem Menſchen dieſe Gaben verloren und wurde die Natur der ihr aus ſich zukommenden Schwäche und Hinfälligkeit überlaſſen.

Insbeſondere ergeben ſich viele Übel der vernunftloſen Schöpfung aus ihrer Stellung zum Menſchen, die vernunftloſen Dinge ſollen dem Menſchen Wohnung, Nahrung, Kleidung, Waffen, Werkzeuge u. ſ. w. liefern. Dieſe Beſtimmung können ſie aber nur dadurch erreichen, daß ſie ganz oder teilweiſe zerſtört werden. Ja wir ſehen in der ganzen Natur, daß die Entſtehung und Erhaltung der einen, den Untergang der andern vorausſetzt.

Was ferner den Schmerz der Tiere und Menſchen betrifft, ſo iſt er ein notwendiges Mittel der Selbſterhaltung. Er mahnt das lebende Weſen an die drohende Gefahr und treibt es mächtig an, ſich den zerſtörenden Einflüſſen zu widerſetzen und ſo ſein Daſein möglichſt zu ſichern.

Alle dieſe phyſiſchen Übel ſind endlich eine zwar harte, aber erfolgreiche Schule der Tugend für den Menſchen. Wo bliebe die Geduld, der Opfermut, die werkthätige Nächſtenliebe und Barmherzigkeit ohne die Übel? Gewiß zahlreich ſind die Leiden, unter denen die Menſchheit ſeufzt, aber ebenſo auch die wunderbaren Blüten chriſtlicher Geduld, Barmherzigkeit, heroiſchen Opferſinnes, der treu bleibt bis in den Tod. Neben dem Strome der Leiden und Schmerzen, fließt auch ein Strom der Barmherzigkeit, Liebe und Geduld. Was wäre die

Menſchengeſchichte ohne die wundervollen Blüten des Opferſinnes und der Barmherzigkeit, die an ihrem Wege ſprießen und das Auge Gottes erfreuen?

Kreuz und Leiden verhindern auch den Menſchen in den irdiſchen Dingen ſein Genügen zu finden und ſo ſeiner ewigen Beſtimmung zu vergeſſen. Not lehrt beten und den Blick vertrauensvoll hinaufrichten zu den ewigen Bergen, von denen uns Hilfe kommen ſoll. Der Tod endlich, das größte aller phyſiſchen Übel, mahnt den Menſchen beſtändig an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und treibt ihn mächtig an, ſich ſtets auf die Ankunft des Menſchenſohnes bereit zu halten und in Freud und Leid all ſein Sehnen und Hoffen auf den Himmel zu richten, wo alle Thränen von den Augen der Auserwählten abgewiſcht werden.

Alfred: Das ſehe ich wohl ein: aus den phyſiſchen Übeln läßt ſich kein begründeter Einwand gegen Gottes Güte und Weisheit herleiten. Aber ich will gleich hinzufügen, daß es beſonders die moraliſchen Übel ſind, welche mir ſchwer mit der Allgüte und Allheiligkeit Gottes vereinbar erſcheinen. Wie kann Gott der Allheilige, Allgütige die Sünde und damit das ewige Verderben ſo vieler Menſchen zulaſſen, da es doch in ſeiner Macht ſteht, dieſelbe zu hindern?

Rektor: Sie haben ganz richtig von „Zulaſſung“ der Sünde geſprochen. Es iſt gut, daß wir uns vor allem vergegenwärtigen, wie ſich Gott der Sünde gegenüber verhält.

Gott will die Sünde an sich nicht, er kann die Sünde nicht billigen oder gar verursachen. Im Gegenteil, er verabscheut und verbietet sie und umzäunt sozusagen den zur Sünde geneigten Willen des Geschöpfes mit Drohungen und Verheißungen, um ihn zu vermögen, das Böse zu meiden. Aber er läßt dem Menschen den Gebrauch seiner Freiheit und damit auch die Möglichkeit des Mißbrauchs derselben. Das steht nicht im Widerspruch mit seiner Heiligkeit, Weisheit und Güte.

Wir müssen vor allem festhalten, daß die Fähigkeit zu sündigen in dem Wesen des vernünftigen Geschöpfes notwendig begründet ist, daß Gott trotz seiner Allmacht kein Vernunftwesen zu schaffen vermag, welches von sich aus und durch innere natürliche Veranlagung nicht zu sündigen im stande wäre. Ich entlehne diese Behauptung einem der größten Denker aller Zeiten, dem hl. Thomas von Aquin, und will Ihnen in Kürze die Gedanken vorlegen, mit denen er dieselbe begründet.

Alles Handeln und Wirken in der Welt muß in letzter Linie irgendwie auf Gott als den ersten Beweger zurückgeführt werden. Die vernunftlosen Wesen folgen mit Notwendigkeit der von Gott ausgehenden Anregung, die vernünftigen Geschöpfe dagegen können diesem Impulse widerstehen und sich dem Willen Gottes widersetzen. Das liegt im Begriffe ihrer Freiheit. Würden sie immer notwendig dem göttlichen Antriebe folgen, so wären sie zu einer be-

ſtimmten Handlungsweiſe determiniert und mithin nicht mehr frei. Die Möglichkeit der Auflehnung des geſchaffenen Willens gegen den Willen Gottes liegt alſo in der Natur des freien Willens begründet, und ein von Natur aus des Mißbrauchs der Freiheit, d. h. der Sünde unfähiges Geſchöpf ſcheint ein Widerſpruch zu ſein [1].

Alfred: Aber mit der bloßen Möglichkeit iſt der Mißbrauch der Freiheit noch nicht gegeben. Trotz derſelben hat Gott tauſend Mittel und Wege, die Sünde zu verhindern. Warum thut er es nicht?

Rektor: Sie dürfen von mir nicht erwarten, daß ich Ihnen alle Geheimniſſe des göttlichen Weltplanes enthülle. Thörichte Selbſtüberhebung wäre es, die unerforſchlichen Tiefen der Gottheit mit der Elle unſeres kleinen Verſtandes ausmeſſen zu wollen. Mit dem Apoſtel müſſen wir demütig ausrufen: „O Tiefe des Reichtums der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich ſind ſeine Gerichte und wie unerforſchlich ſeine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Oder wer iſt ſein Ratgeber geweſen?“ [2]

---

[1] *S. Thom.*, De verit. q. 24, a. 7: Dicendum quod nulla creatura nec est *nec esse potest*, cuius liberum arbitrium sit naturaliter confirmatum in bono, ut hoc ei ex puris naturalibus conveniat, quod peccare non possit. Cf. In 2 dist. 23, q. 1, a. 1. Dieſelbe Lehre bei *Scotus*, In 2 dist. 23, q. unica, n. 6. [2] Röm. 11, 33—34.

Trotzdem können wir annehmbare Gründe namhaft machen für das Verhalten der göttlichen Vorsehung gegen die Sünde. Sie haben mir eben zugegeben, daß die Fähigkeit zu sündigen zur Natur des geschaffenen Vernunftwesens gehört und nur durch äußere, sozusagen künstliche Mittel verhindert werden kann, sich zu bethätigen. Ist nun Gott verpflichtet, alle diese Mittel zu gebrauchen? Muß er den Geschöpfen gewissermaßen das Gute aufnötigen oder sie durch Aufwand außerordentlicher Mittel zum Guten bringen, fast zwingen? Wir haben keinen Grund, das zu behaupten. Entspricht es nicht eher der Weisheit Gottes, daß er die Geschöpfe für gewöhnlich ihrer naturgemäßen Wirkungsweise überlasse?

Alfred: Aber nicht wahr, wenn ein Mensch einen andern in Gefahr sieht, in einen Abgrund zu stürzen, so ist es seine Pflicht, ihm zu Hilfe zu eilen und ihn vor dem Unglück zu bewahren? Warum sollte nicht die Liebe Gott, den unendlich Gütigen, verpflichten, die Menschen vor der Sünde und vor dem ewigen Tode zu bewahren, da es doch in seiner Macht steht?

Rektor: Ich freue mich, daß Sie diesen Vergleich gebracht haben. Schon der hl. Thomas hat denselben als Einwendung gegen die göttliche Vorsehung erwähnt und besprochen [1]. Sie mögen daraus ersehen, daß die heutigen Gegner des Glau-

[1] *S. Thom.* 1, q. 22, a. 2 ad 2.

bens kaum eine Einwendung vorbringen, die nicht schon von den großen Gottesgelehrten der Vergangenheit besprochen und gelöst worden wäre.

Wenn ein Wächter von einem Großgrundbesitzer angestellt ist, um seine Gärten zu hüten, so darf er nicht zulassen, daß in dieselben eingebrochen, in ihnen Schaden angerichtet und Früchte entwendet werden. Solange es in seiner Macht steht, muß er dies zu hindern suchen. Thut er es nicht, so verletzt er seine Pflicht und wird strafbar. Der Grundeigentümer dagegen kann es wohl dulden, daß ein Dieb in den Garten schleiche und Früchte entwende. Er ist der Herr des Gartens und kann das zulassen, wenn es ihm gefällt und er vernünftige Gründe dafür hat.

So ist der Mensch von Gott angestellt, um sich und seinen Mitbruder zu hüten, so gut er es nach dem Maße seiner schwachen Kräfte vermag. Thut er dies nicht, so vernachlässigt er die ihm von Gott übertragene Pflicht und wird strafwürdig. Gott aber ist der Eigentümer der Menschen, sie sind seine Pflanzungen. Er ist ihnen nichts schuldig, als was er sich selbst, seiner eigenen Weisheit und Güte schuldig ist. Verpflichtet ihn nun etwa seine Güte und Weisheit, daß er den Mißbrauch der Freiheit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verhindere? Wir haben eben gesehen, daß sich dafür keine Beweise vorbringen lassen. Gott schuldet es allerdings seiner Weisheit, daß er alles dem höchsten

Weltzwecke, seiner eigenen Verherrlichung, dienstbar mache. Die Sünde aber hindert ihn daran nicht, wie wir gleich sehen werden. Er schuldet es ferner seiner Güte, daß er den Menschen mit allen zur ewigen Seligkeit erforderlichen Mitteln ausrüste, so daß der Mensch vollkommen glücklich werden kann, wenn er selbst ernstlich will. Aber soll Gott gehalten sein, mit dem ganzen Aufgebot seiner Machtmittel den Menschen in den Himmel hineinzulocken?

Keineswegs. Gott ist eben nicht der Diener, sondern der Herr des Menschen, und der höchste und letzte Weltzweck ist nicht das Wohl des Menschen, sondern die Verherrlichung Gottes. Diesem Zwecke muß aber auch die Sünde dienen. Deshalb sagt so schön der hl. Augustin, Gott würde das Böse nicht zulassen, wenn er nicht so gut wäre, daß er auch aus dem Bösen Gutes zu ziehen vermöchte.

Wie herrlich offenbart z. B. Gott seine unendliche Barmherzigkeit, Milde und Langmut gegen die Sünder, solange sie auf Erden weilen! Wie ist er immer bereit, Gnade für Recht ergehen zu lassen! Der gute Hirte eilt den Sündern nach, sucht sie durch innere und äußere Mahnungen und Gnaden zur Buße zu bewegen und ist immer bereit, die reuig Heimkehrenden in seine Vaterarme zu schließen. Und trotz aller Herausforderungen entzieht er ihnen die nötigen Gnaden nicht und läßt sie teilnehmen an allen Wohlthaten, mit denen er täglich die Menschheit überhäuft.

Wie zeigt er ferner seine Macht und Weisheit, indem er alle Anschläge der Gottlosen schließlich zum Wohle der Auserwählten und zur Durchführung seiner Absichten zu benutzen versteht! Oft sind die Gottlosen wider ihren Willen die Werkzeuge der ewigen Weisheit und Macht! Wie endlich seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, oft schon in diesem Leben, ganz besonders aber in der Ewigkeit! Nie hätten wir eine solche Idee von der Schrecklichkeit der Sünde und der unendlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes erlangt, wenn sie nicht mit solch unheimlicher Flammenschrift über den Thoren der Ewigkeit geschrieben wäre!

Blicken wir dann noch auf das Werk der Erlösung: wie herrlich erstrahlen in ihm die göttliche Güte, Liebe und Weisheit! Was erzählt uns die Krippe, das Kreuz, der Tabernakel von den Erbarmungen Gottes! Fürwahr, „so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“ [1].

Darf man da nicht mit der Kirche bewundernd ausrufen: „O glückselige Schuld, die uns einen so wunderbaren Erlöser geschenkt!“ Ja, was wäre die Welt ohne das Licht und die Kraft, die vom Kreuze ausströmen, was ohne den Tabernakel, in dem der Sohn Gottes als Gefährte unserer

[1] Joh. 3, 16.

Verbannung Tag und Nacht mitten unter uns weilt und uns zu sich einladet mit den süßen Worten: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.“

Ich frage Sie, konnten diese wunderbaren Güter nicht Grund genug sein, die Sünde zuzulassen? Wie uns erst im Dunkel der Nacht die Pracht des Sternenhimmels aufgeht, so läßt uns erst die Nacht der Sünde den wundervollen Sternenhimmel der göttlichen Vollkommenheiten in seiner ganzen Schönheit schauen.

Noch mehr. Gott ist so unendlich weise und gut, daß in seiner Hand selbst die Sünde zu einer Quelle des Segens für den Menschen wird, indem sie ihm Gelegenheit zu den schönsten sittlichen Triumphen giebt.

Welch unbegreifliches Maß von Liebe, Sanftmut und Geduld ruft uns nicht das eine Wort „Märtyrer“ ins Gedächtnis! Welcher Heroismus knüpft sich nicht an diesen Namen! Er wäre aber ohne die Sünde nicht möglich. Und nun nehmen Sie nicht bloß die Millionen und Millionen von Blutzeugen, sondern die noch weit größere Zahl derjenigen, die im stillen, unbekannt und unbemitleidet von der Welt Verfolgung, Zurücksetzung, Ehrenkränkung, Beraubung ihres Vermögens geduldig aus Liebe zu Gott ertragen haben, die ihren Feinden großmütig verziehen und sie noch mit Wohlthaten überhäuften!

Die Sünde ist gewiß schrecklich, aber wie herrlich und kostbar sind auch die Bußthränen, die sie dem Herzen des Menschen entlockt! Welche Demut, welcher Reueschmerz, wieviel Liebe, Hoffnung und Vertrauen leuchten nicht durch eine einzige aufrichtige Bußthräne? Und nun nehmen Sie die Reuethränen eines ganzen langen Büßerlebens! Denken Sie an eine hl. Maria Magdalena, einen hl. Petrus, einen hl. Augustinus. Stellen Sie sich vor die unabsehbare Schar der Büßer von Adam an durch die Jahrtausende hindurch bis zum letzten Erdenpilger, der die letzte Bußthräne weinen wird in diesem Thale der Thränen!

Die Sünde ist schrecklich, aber zu welchen Flammen der Nächstenliebe giebt sie nicht Gelegenheit! Wie der ewige Sohn Gottes selbst vom Throne seiner Herrlichkeit herabstieg in dieses Jammerthal, um als barmherziger Samaritan die aus tausend Wunden der Sünden blutende Menschheit zu erlösen, so sind auf seinen Fußspuren Unzählige den Sündern als Apostel über Länder und Meere, über Flüsse und Berge, durch Wüsteneien und Urwälder nachgeeilt, um sie auf den Weg des Heiles zurückzuführen! Welch rührende Geschichte würde uns ein einziger Beichtstuhl zu erzählen vermögen, wenn er reden könnte! Wie oft haben dort Liebe und Seeleneifer, Geduld und Barmherzigkeit auf der einen und Demut und hochherzige Selbstüberwindung auf der andern Seite ihre herrlichsten Triumphe gefeiert! Und nun vergegen-

wärtigen Sie sich erst das ganze apostolische Opferleben eines hl. Paulus, eines hl. Bonifacius, eines hl. Franz von Assisi, eines hl. Franz Xaver, eines hl. Petrus Claver, dieses freiwilligen Sklaven der Sklaven, und all der Millionen von heldenmütigen Männern und Frauen, die um der Liebe Christi willen Heimat und alles verließen, um mit dem Kreuze in der Hand der in der Nacht der Sünde und des Irrtums schmachtenden Menschheit das Licht und die Gnade der Erlösung zu bringen!

Die Sünde ist schrecklich, groß ist das Elend, das sie über die Menschheit gebracht, aber wie herrlich sind auch die Werke der Barmherzigkeit, die sie im Gefolge gehabt hat! Sie weisen vielleicht hin auf die Höhlen des Lasters oder die Spitäler und die Gefängnisse, die mit den Opfern der Sünde gefüllt sind; und ich weise Sie hin auf die Engel der Barmherzigkeit, die an diesen Stätten tagtäglich den größten Heroismus der Liebe, Geduld und Entsagung üben. Wie viele Engel an Unschuld schließen sich mit armen Gefallenen für ihr Leben in ein Gefängnis oder Asyl ein, um sie wieder auf den Weg der Tugend und des Heiles zurückzuführen!

Die Sünde ist schrecklich, wer möchte es leugnen? Aber welche Ströme von Licht und Gnade gehen aus von den Füßen des Kreuzes, das in diese sündige Erde eingepflanzt ist! Welche tiefsinnigen Lehren erteilt es den von der Sünde

verblendeten Menschen! Wie oft entzündet sich die Gegenliebe der Menschen an der Liebesflamme des Gekreuzigten! Gleichwie ein hl. Paulus, ein hl. Franz von Assisi ihre seraphische Liebe zu Christus am Kreuze entfachten und riefen: Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben, so hat von jeher das Flammenmeer der Liebe des Gekreuzigten die kalten Herzen der Menschen mit der Glut heiliger Gegenliebe erfüllt.

Und diese Gegenliebe war keine müßige und unfruchtbare; sie hat die herrlichsten Früchte gezeitigt. Einst kniete die hl. Elisabeth in kostbaren Gewändern, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte in der Kirche zu Eisenach vor einem großen Kruzifix. Als ihr Blick auf den sterbenden Heiland fiel, nahm sie die Krone vom Haupte und warf sich auf den Boden, Hände und Angesicht zur Erde gekehrt. Die Landgräfin schalt sie darob mit bittern Worten; aber Elisabeth antwortete demütig: Liebe Herrin, verarget mir das nicht; es steht hier vor mir so erbarmungswürdig das Bild Christi, wie der süße, milde Heiland mit scharfen Dornen gekrönt ist. Meine Krone würde ihn ja verhöhnen, wenn ich üppig dastände, gekrönt mit einem Kranz von Gold, Perlen und Edelsteinen. Dann fing sie an bitterlich zu weinen um der Leiden Christi willen, die ihr tief zu Herzen gingen. Ein altes Leben der Heiligen fügt die schönen Worte hinzu: „Die Minne Jesu Christi hatte jetzt ihr Herz verwundet, und das Schwert seiner Marter hatte ihre zarte Seele mit peinlichem

Schmerz durchdrungen." Sie wollte es nicht besser haben als ihr Jesus, mit ihm wollte sie Armut, Schmach, Erniedrigung, Leiden und Kreuz aller Art erdulden.

Und dieses Bild, es erneuert sich im Leben jedes Heiligen und in gewissem Grade im Leben jedes frommen Christenmenschen. O welche herrliche und unabsehbare Prozession von Kreuzträgern sehe ich an meinem Geiste vorüberziehen, aus allen Zeiten und Orten, aus allen Himmelsstrichen und Völkern, aus allen Ständen und Altern, alle ziehen sie dem kreuztragenden Heiland nach über den Kalvarienberg, bis hin zu den Thoren des himmlischen Jerusalem, wo sich die Trauerlieder der Verbannten verwandeln in den ewigen Jubelhymnus der Heimgekehrten.

Ich frage Sie wiederum, konnten diese herrlichen Früchte für Gott nicht Grund genug sein, den Mißbrauch zuzulassen, den der Mensch in seiner Bosheit mit der Freiheit trieb?

O gestehen wir es, so schloß der Rektor, der sich in einen heiligen Eifer hineingeredet hatte, das Geheimnis der Zulassung der Sünde ist eng mit dem Geheimnis des Kreuzes verbunden. Dem sinnlichen Menschen, der an der Oberfläche stehen bleibt, sind beide Geheimnisse ein Ärgernis und eine Thorheit, dem Christen aber, der sich nicht in eitler Selbstüberhebung anmaßt, die Pläne des Unendlichen mit seinem kleinen Verstande zu messen, sind sie eine Offenbarung der Weisheit, Kraft und Güte Gottes.

Hier hielt der Rektor inne und blickte fragend auf Alfred. Doch dieser schwieg; nur eine Thräne, die in seinem Auge glänzte, verriet seine innere Bewegung. Der Rektor brach deshalb die Unterredung ab. Freundlich verabschiedete er sich von dem Kranken und versprach ihm, noch einige Bücher zu schicken, die geeignet sein könnten, seine letzten Zweifel zu verscheuchen; nach einigen Tagen würde er selbst wieder kommen. Er empfahl ihm, inzwischen eifrig zu beten; Gottes Gnade und Erleuchtung werden ihm nicht fehlen, wenn er es nicht am demütigen, vertrauensvollen Gebete mangeln lasse.

VII.

Tausenderlei Gedanken und Gefühle durchstürmten die Seele Alfreds, als er wieder allein war. Es schien ihm, als höre er in seinem Innern eine geheimnisvolle Stimme, welche ihn zurückrief auf den Weg, von dem er abgeirrt war. Es war ohne Zweifel die Stimme des guten Hirten, der an sein Herz pochte und Einlaß begehrte.

Dann trat wieder das Bild seiner Eltern und Geschwister, besonders der lieben Mutter, vor seine Seele und rührte ihn im tiefsten Grunde seines Herzens. Auch seine eigene unschuldige Vergangenheit im elterlichen Hause und am Gymnasium zog an seinem Geiste vorüber. Wie glücklich und fröhlich war er damals gewesen, wo noch kindlicher Glaube und Frommsinn wie milder Sonnenschein sein Leben erleuchtete und ver-

klärte! Wie war das jetzt ganz anders geworden! Das Glück war dahin. Friede und Freude waren aus seinem Herzen verschwunden und hatten dasselbe leer und trostlos gelassen und quälenden Zweifeln überantwortet. Stille Thränen rollten bei dieser Erinnerung über seine Wangen, und zum erstenmal wieder nach langer Zeit faltete er die Hände zum Gebete. Aus tiefster Seele seufzte er zu Gott: O Herr, aus der Tiefe rufe ich zu dir, habe Mitleid mit einem armen verlornen Sohne. Hilf mir mit deiner mächtigen Gnade mich erheben aus dem Abgrunde, in den ich gesunken.

Während er so sinnend und betend dalag, drangen die Klänge des Salve Regina von rauschenden und feierlichen Orgeltönen getragen aus der nahen Spitalkirche zu ihm herüber und schlugen mächtig an sein Herz. Wie auf goldenen Schwingen hoben die einfachen und doch so herzinnigen Weisen dieses herrlichen Liedes seine Seele zum Himmel empor. Bald trat das Bild der Himmelskönigin lieblich vor seine Seele. O er war früher ein Kind Mariens gewesen und hatte selbst oft mit Herz und Mund das Salve Regina zu ihrem Preise gesungen. Und jetzt!

Wieder erhob er seine Hände und flehte aus Herzensgrund: „Sei gegrüßt, du Königin; Mutter der Barmherzigkeit; unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung, sei gegrüßt. Zu dir rufen wir verbannte Kinder Evas, zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Thale der Thränen."

Ein Strom von Thränen quoll über seine Wangen; aber es waren süße, wohlthuende Thränen, die wie linder Tau auf seine Seele fielen. Friede und Trost waren wieder in sein zerrissenes Herz eingekehrt. Fest stand jetzt bei ihm der Entschluß, umzukehren und ein neues Leben zu beginnen.

Am folgenden Tage brachte ihm die Schwester Agatha die Bücher, die ihm der Herr Rektor geschickt. Es waren die Schriften des P. L. v. Hammerstein: „Edgar oder Vom Atheismus zur vollen Wahrheit", „Gottesbeweise" und „Das Christentum". Mit großem Eifer verlegte sich Alfred auf das Studium dieser Schriften, nicht sowohl um zum Glauben zu gelangen, den er schon wiedergefunden, als vielmehr, um sich in demselben fester zu begründen und gegen künftige Angriffe zu waffnen.

Bei Durchlesung dieser Schriften wurde es ihm so recht klar, wie unverzeihlich leichtsinnig und gedankenlos er auf das bloße Ansehen ungläubiger Professoren hin das kostbare Gut des christlichen Glaubens darangegeben hatte. Diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit tiefer Beschämung, zugleich aber auch mit dem Gefühle des innigsten Dankes gegen Gott, der sich seiner so liebevoll erbarmt und ihn wieder auf den Weg des Heils zurückgeführt hatte.

Als der Rektor das nächste Mal bei ihm erschien, nahte sich Alfred in Demut und aufrichtiger Reue dem Richterstuhl der Buße. Wie fühlte er sich da wieder so lebendig durch-

drungen von der Wahrheit der Worte, die der göttliche Erlöser zu den Apostеln und allen ihren rechtmäßigen Nachfolgern gesprochen: „Empfanget den Heiligen Geist; welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen"! Ein unnennbar süßer Friede kehrte nach der Lossprechung in seine Seele ein, etwas von dem Frieden, den der Heiland seinen Jüngern als *seinen* Frieden versprochen und den die Welt nicht geben kann.

Mit lebendigem Glauben, aufrichtiger Demut und liebendem Vertrauen empfing dann Alfred noch den eucharistischen Heiland in der heiligen Kommunion, um seine Bekehrung zu vollenden und den Bund ewiger Liebe mit seinem Erlöser gewissermaßen von neuem zu besiegeln. Erst jetzt fühlte er sich wieder vollkommen als Christen.

VIII.

Die Heilung nahm inzwischen einen raschen Fortgang, und bald war Alfred soweit hergestellt, daß er wieder ausgehen konnte. Er beschloß, zur vollen Genesung in seine Heimat zurückzukehren.

Schon vorher hatte er den Eltern seine traurigen Erlebnisse und sein Mißgeschick in einigen Worten geschrieben und sie für seine Fehltritte um Verzeihung gebeten. Er versprach ihnen, nicht nur sich zu bessern, sondern auch durch Frömmigkeit und Fleiß seine früheren Verirrungen wieder gutzumachen.

Eine Woche ſpäter lag Alfred in den Armen ſeiner Eltern. Seine Züge waren noch blaß und eingefallen, aber unter der liebenden Pflege der guten Mutter war er bald wieder vollſtändig hergeſtellt. Erſt jetzt erfuhren die Eltern aus dem Munde ihres Sohnes ſelbſt, wie tief er in den zwei Jahren ſeines Univerſitätslebens geſunken war und in welcher Gefahr ſie ſchwebten, ihren Liebling an Leib und Seele zu verlieren. Um ſo mehr prieſen ſie die Güte Gottes, der ihn an Leib und Seele geheilt wieder in den Schoß der Familie und die Arme ſeiner Eltern zurückgeführt hatte.

Alfred war daheim im Kreiſe ſeiner Familie und Verwandten bald wieder der Alte geworden. Friede und Freude war von neuem in ſein Herz eingezogen, und heiterer Frohſinn ſtrahlte wieder wie ehedem auf ſeinem Angeſichte. Allen leuchtete er voran durch ſein muſterhaftes Betragen und ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit.

Auf einem kleinen Hügel in der Nähe ſeines Heimatſtädtchens erhebt ſich eine kleine, der ſchmerzhaften Mutter Gottes geweihte Kapelle, ein ſchmuckes, liebliches, von herrlichen Buchen umſchattetes Heiligtum. Von hier aus genießt man eine entzückende Fernſicht auf das anmutige Städtchen, auf die weit ausgedehnte fruchtbare, von einem Flüßchen durchſchlängelte Ebene und auf die waldigen Hügel, welche dieſelbe wie ein grüner Kranz umſäumen.

Dorthin lenkte nun Alfred mit Vorliebe auf ſeinen Spazier-

gängen seine Schritte. Dort, im Schatten des kleinen Heiligtums, zu Füßen der schmerzhaften Mutter, die den Leichnam ihres göttlichen Sohnes auf dem Schoße trug, kniete er lange in inbrünstigem Gebet. Dem Schutze der jungfräulichen Mutter glaubte er es vor allem verdanken zu müssen, daß er trotz seines Abfalls vom Glauben und der ihn von allen Seiten umgebenden Verlockungen wie durch ein Wunder sein Herz keusch und rein bewahrt und schließlich den Glauben wieder gefunden hatte.

Notgedrungen mußte er nach einiger Zeit wieder das elterliche Haus verlassen, um seine Universitätsstudien fortzusetzen und zu vollenden. Diesmal zog er nicht mehr nach Berlin, sondern nach einer süddeutschen Universität, und anstatt der Philosophie, wandte er sich jetzt der Rechtswissenschaft zu. Auch war er nicht mehr der wehrlose Jüngling, den die spöttischen Bemerkungen und Sarkasmen über Religion und Wunder sozusagen überrumpelten. Jetzt stand er infolge seiner Studien und Erfahrungen wohl ausgerüstet und gewaffnet da und war fest entschlossen, der Mahnung seiner lieben Mutter zum eifrigen Gebet und zum häufigen Empfang der heiligen Sakramente gewissenhaft nachzukommen.

Und er hat treu Wort gehalten. Jetzt, nach zurückgelegten Studien, ist Alfred ein musterhafter Jurist, der den alten Spruch: „Juristen sind schlechte Christen", durch seinen wahrhaft christlichen Lebenswandel Lügen straft. Wenn der junge

Rechtsanwalt in öffentlichen Volksversammlungen auftritt, ist das Lieblingsthema seiner Reden: „Ohne Gott giebt es keine Autorität.“ Ausgezeichnet versteht er es, in den verschiedensten Wendungen schlagend und packend die Richtigkeit dieses Satzes nachzuweisen. Dann schließt er gewöhnlich mit der Mahnung: „Darum halten wir fest an unserem angestammten heiligen, katholischen Glauben — trotz der sogenannten modernen Wissenschaft und ihrer zünftigen Adepten an unsern Universitäten!“

Zuweilen knüpft er daran noch die Aufforderung: Sorgen wir für katholische Schulen, und zwar nicht bloß für katholische Volksschulen, sondern auch für katholische Gymnasien, und lassen wir nicht nach, eine freie katholische Hochschule zu verlangen, damit nicht für unsere Kinder, wie für so viele unserer Zeitgenossen, die Universität das Grab ihres Glaubens werde!

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JAN 20 '43

Educ 4625.22
Durch Atheismus zum Anarchismus.
Widener Library 004352854
3 2044 079 770 020